

Johann Hinrich Fehrs

Sein Werk und sein Wert

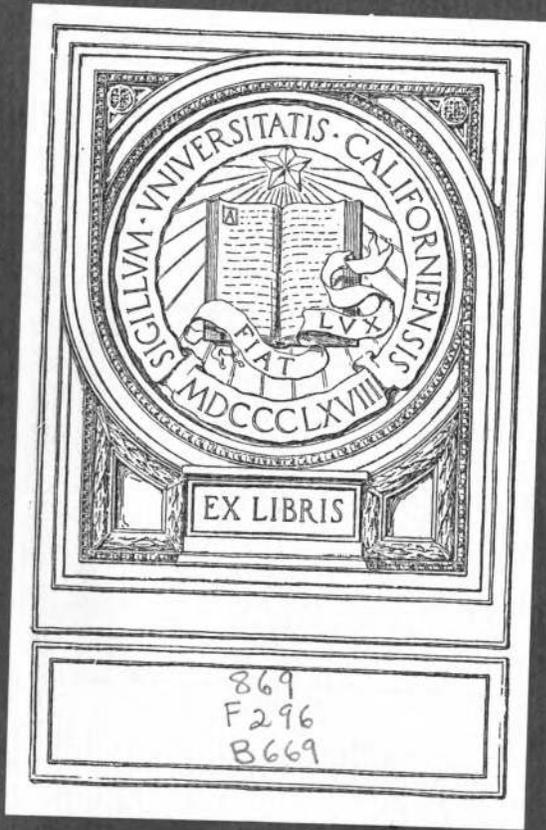
von

Jakob Bödewadt

UC-NRLF



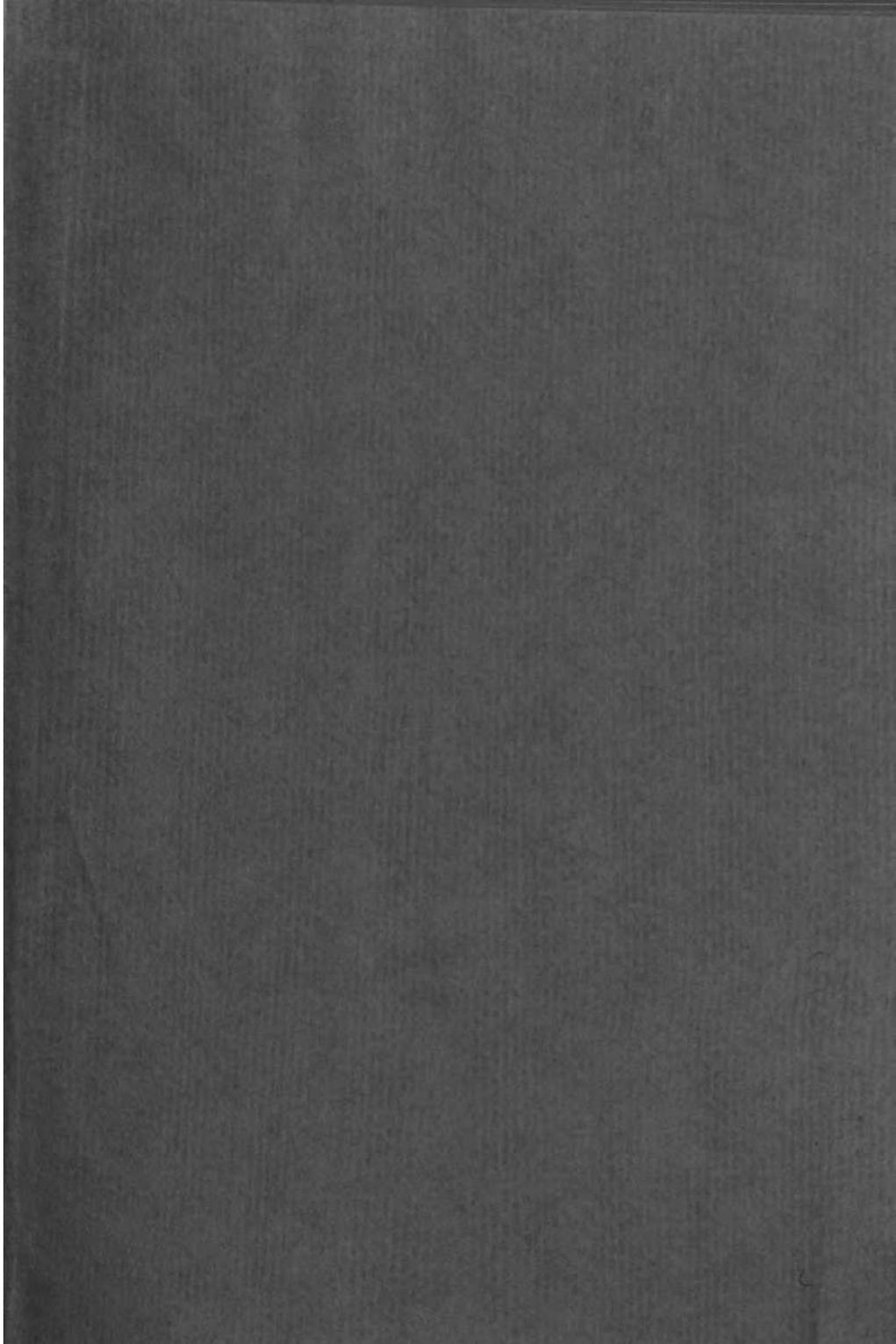
QB 607 061

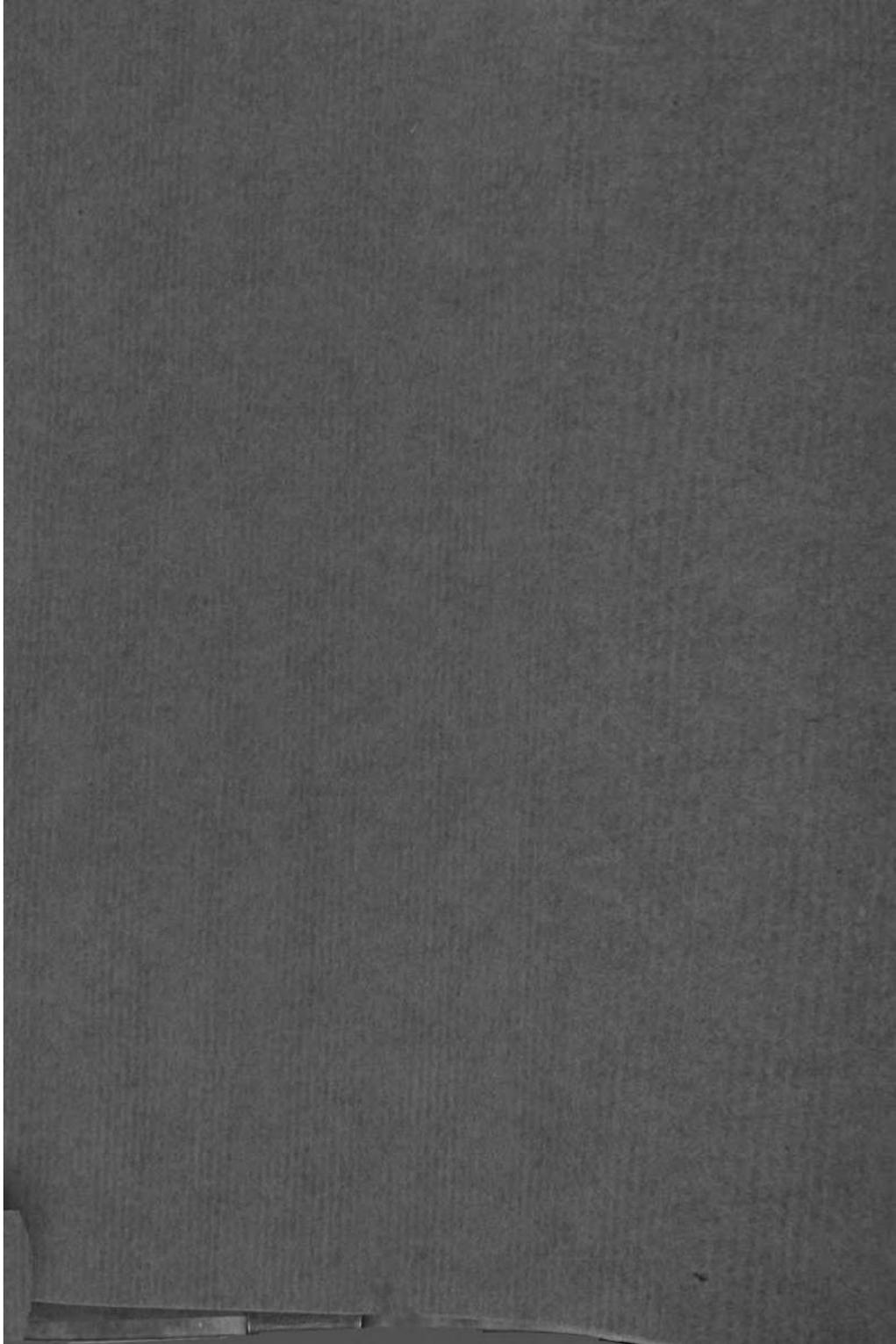


EX LIBRIS

869
F296
8669

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG





UNIV. OF
CALIFORNIA



Johann Hinrich Fehrs
im 76. Lebensjahre

Nach einer Aufnahme von Jacob Bddewadt

Johann Hinrich Fehrs

Sein Werk und sein Wert

von

Jacob Bödewadt

Mit sechs Bildern
und einer Handschriftprobe

Zweite, unveränderte Auflage

1922

Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg

TO YOU
ALFRED JANSSEN

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1914 by
Alfred Janssen, Hamburg

1.

Das Leben

Ein Spruch fürs Leben:
Gott wolle dir geben
Den rechten Mut,
Der Wunder tut,
In Freud und Leiden
Ein fromm Bescheiden,
In Kummernissen
Ein gut Gewissen,
Und allzeit in der Seele Grund
Von deutscher Treu ein volles Pfund,
Zu allen Stunden, den guten und schlechten,
Glauben, Glauben, aber den echten.

Ein sonnensatter Herbsttag vergoldet die segenschwere Welt Holsteins. Auf der Brücke, die den anmutig gekrümmten Dorfweg über die Au leitet, stehen drei Wanderer. Schweigend genießen sie das unvergeßlich schöne Bild, das sich ihnen hier bietet: im Vordergrund der muntere Bach mit krausem Erlengestrüpp an den niedrigen Ufern, dahinter nach Norden sanft ansteigend Wiesen und Pflugland, von schon leise herbstlich gefärbten Knicks durchzogen, hier und dort einzelne höher aufgeredte Baumgruppen, gelblich aufleuchtend mal ein kurzes Stück Feldweg, das gleich wieder im grünlichen Dämmer verschwindet, und droben am Horizont über dem braun und lila schimmernden, frisch gebrochenen Acker die scharf in den weißbewölkten Abendhimmel hinein-gezackte blauschwarze Lannenwand.

Ein paar Schritte, und die Drei lehnen sich ans südliche Brückengeländer. So weit der Blick reicht, dehnen sich jetzt zu ihren Füßen die weiten saftigen Stdrwiesen. Und der Ältere denkt an ferne Zeiten zurück und erzählt, wie er als Kind das väterliche Vieh hier hütete: „Sonnenschein ringsumher, kaum ein Laut, ein ferner Ton. Nur die Lerche oben in der Luft und der Kiebig um einen herum. Ach, und dann ein Junge, der so ganz ungestört träumen und sinnen kann! Nur manchmal, wenn ein Hecht gerade daran glauben wollte, mußte man ihm eben mal die Schlinge über den Kopf streifen . . .“ In seinen großen klaren Augen leuchtet das Glück der seligen Jugend wieder.

Wer den reckenhaften Alten mit dem nur leicht angegrauten Haar über dem frischen, von der Wanderung noch lebhafter gefärbten Gesicht so straff und hoch dastehen sieht, mag wohl auf einen kräftigen Fünfziger schließen. So ungebeugt trägt seine fünfundsiebzig Jahre der Dichter Johann Hinrich Fehrs, der hier den jungen Freunden seine Heimat zeigt.

Hier nahe der Brücke stand einst die Mühle, die seinem Geburtsort Mühlenbarbeck den Namen gab. Einmal wurde sie durch Feuer zerstört, dann nochmals von dem fern in der Lockstedter Heide entspringenden wasserreichen Bach, den ein wolkenbruchartiger Regen in einen reißenden Strom verwandelt hatte. Da baute der Müller sich ein halbes Stündchen oberhalb des Dorfes an, das zur alten Mühle gehbrige Pflug- und Wiesenland aber ging in den Besitz eines Vorfahren unseres Dichters über. Eben jenseits des Fahrweges grüßen die Fenster dieser Fehrschen Stammstelle herüber, die aber nicht mehr sein Waterhaus gewesen ist.

Des Dichters Urgroßvater hinterließ bei seinem frühen Tod drei Söhne, sämtlich ausgestattet mit ungewöhnlicher Körperkraft — „vielleicht ein Erbteil von der Mutter“, erzählt uns Fehrs, „von der berichtet wird, daß sie mit einer Tonne Roggen (rund zwei Zentner) gemächlich die Bodentreppe hinaufsteigen konnte.“ Ums Jahr 1790 übernahm der Älteste, Hans, den Hof unter schwerer Belastung durch das übergroße Verlehn (Altenteil) des zweiten Mannes der inzwischen auch verstorbenen Mutter, so daß er während der trostlosen Zeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts und während der schrecklichen Kuffenzeit sich nur mühsam behaupten konnte; sank doch damals, wie wir u. a. auch aus den Lebensaufzeichnungen des Friesen Hans Peter Feddersen wissen, der Wert des Grund und Bodens selbst in der reichen Marsch fast auf ein Nichts herab, während bar Geld überhaupt kaum aufzutreiben war.

Auch Hans Fehrs hatte drei Söhne: Drews, Johann Hinnerk und Hans. Der im Januar 1792 geborene Älteste, unsres Dichters Vater Drews, hätte altem gut holsteinischem Brauch gemäß die Stammstelle übernehmen sollen, unter der Voraussetzung, daß er eine Frau mit einigem Vermögen heimführte, die man denn auch schon für ihn ausgesucht hatte. Er aber machte einen Strich durch diese ihm zu vernünftige, wenn auch angesichts der schweren Belastung des Hofes sehr wohl verständliche Rechnung. Sein Herz hatte anders gewählt, und als die Eltern von einer Verbindung

des Stammhalters mit der anmutigen aber mittellosen Waise nichts wissen wollten, warf Drews Fehrs das väterliche Erbe hinter sich und stellte seine und der Geliebten Zukunft ganz auf seine eigene Kraft.

„Das ist ja ein Roman nach altbewährter Schablone!“ wird mancher Leser denken. „Ganz recht“, meint Fehrs, „ich kann's nicht ändern. Aber daß mein Vater ihn bis an sein Ende heldenhaft durchführte und dabei seine geliebte Frau auf Händen trug, sie gegen jede Unbill seitens der Familie zu schützen wußte und durch Tatkraft nicht nur Mangel fernhielt, sondern in der Folge es gar zu einigem Wohlstand brachte, ist immerhin eine Leistung, die den Sohn wohl mit Stolz erfüllen kann.“

In echt bäuerlichem Troz hatte Drews Fehrs sich darauf versteift, den Versuch, auf seine Façon selig zu werden, unmittelbar unter den Augen der empörten Eltern und der über die „Mißheirat“ verstimmtten Dorfgenossen auszuführen. Nur wenige Schritte von der Stammstelle seines Geschlechts erwarb er 1824 im Verein mit seinem Schwager, dem Mann seiner einzigen Schwester, von drei Bauern ein Stückchen Land, das sich von Süden in das Gemeindegehdz, das Mühlenholz, hineinbiß, und baute hier ein anderswo auf Abbruch erstandenes Häuschen wieder auf. Als in diesem sonnigen, von Eichen und Lannen umarmten Winkel seine um 16 Jahre jüngere Frau Anna geb. Schredder ihm im Laufe der Jahre ein volles Duzend Kinder schenkte und in der schwägerlichen Familie eine ebenso zahlreiche Nachkommenschaft geboren wurde, reichte der beschränkte Raum unter dem traulichen Strohdach doch auch bei bescheidensten Ansprüchen nicht mehr aus. So kaufte Drews Fehrs denn kurz entschlossen das ganze Anwesen, und nun gehdte das Reich — Dreschtemne, Stallraum, zwei Stuben, Kammern und Küche — ihm und seinen Lieben allein.

Noch steht in Mühlenbarbeck dies Geburtshaus unsres Dichters. Aber vielfache An- und Umbauten haben es so verändert, daß wir das liebevoll-getreue Gemälde H. Nielsens (von dem auf Seite 26

dieses Buches eine Reproduktion eingeschaltet ist) kaum wiedererkennen. Auch die alten Waldbäume, die auf der Westseite schügend dicht an das Haus herantraten, schlug man unlängst weg, um Platz zu schaffen für eine an sich ja nicht üble, hier aber schmerzlich störende richtige städtische „Villa“. Nur der Kastanienbaum vor der großen Dieleltür, dem der Maler ein so grimmiges Kosackengesicht gab, steht noch; aber auch er sieht sanfter und ausdrucksloser drein

Anfangs war Drews Fehrs als Tagelöhner auf Feldarbeit bei den großen Bauern gegangen; im Sommer war für einen fleißigen und tüchtigen Mann stets Beschäftigung da. Aber im Winter gebracht's oft an landwirtschaftlicher Arbeitsgelegenheit, und so mußte er seine musikalische Begabung hervorholen und im Verein mit anderen Musikanten im Kirchdorf Kellinghusen zum Tanz aufspielen; doch diese nächtliche Bierfiedelei widerte den soliden Mann bald an. Da wurde es ihm zum Segen, daß er von Kindheit auf gewohnt war, mit Tieren umzugehen: ein alter Tierarzt zog ihn zur Hilfe heran, und nach dessen bald darauf erfolgendem Tod widmete Drews Fehrs sich immer ausschließlicher diesem schon früher hin und wieder ausgeübten Beruf, in dem er allmählich im ganzen Heiderund und weit darüber hinaus großes Vertrauen genoß, so daß er, der gewissenhafte, durch Veranlagung berufene und durch reiche Erfahrung geschulte Autodidakt, oft auf die entferntesten Gehöfte geholt wurde.

Derweilen waltete im eichenumhegten Häuschen die sanfte Mutter, besorgte die Wirtschaft und den großen fruchtbaren Garten, schmückte die Fenster der schlicht aber solide eingerichteten Wohnstube das ganze Jahr hindurch mit blühenden Topfpflanzen, lenkte vom schnurrenden Spinnrad mit Blick und Wort das Spiel der Kinder zu ihren Füßen. Abends, wenn die Kleinsten schon hinter die Schiebetüren der Wandbettstellen verstaubt waren, die Größeren am eichenen Tische ihre Schulaufgaben lernten, lasen die Eltern einander aus guten Büchern vor, die zumeist einer Leihbibliothek in Igehoe entstammten — kein Wunder, daß die Finger der Kinder sich oft dem

strengen Befehl zum Trog aus den Ohren Ibsen und Bilder und Vorstellungen hineinließen, die für sie weit mehr Interesse hatten als die trockenen Lehrstoffe des primitiven Unterrichts.

Seit dem 10. April 1838 atmete in diesem friedlichen Kreise guter Menschen auch der künftige Dichter Johann Hinrich Fehrs. „Glückselig ein Kind, das auf dem Lande geboren wird und heranwächst! Alle Dinge, lebende und leblose, die ihm hernach so harte Arbeit machen mit Kopf und Hand, sind ihm ein herrlich Spielzeug; nichtsengt es ein, es tummelt sich auf Lenne und Boden, in Stall und Scheuer, ihm gehdren Garten, Feld und Wald, und mit allem, was da grünt und blüht, fliegt und krecht, hält es Umgang und Zwiesprach“, gesteht uns Fehrs selbst, und wir setzen hinzu: doppeltes Glück für einen späteren Dichter, in so unmittelbarer Verührung mit der Allmutter Erde, unter so unverkünstelt natürlichen und gesunden Verhältnissen aufzuwachsen. Nie hätte Fehrs uns Welt und Menschen seiner Heimat so getreu und so umfassend zu schildern vermocht, hätte er nicht eine ganze glückliche Kindheit hindurch seine Seele von diesen Bildern vollgefogen, und schwerlich wäre er der so in sich gefestigte abgeklärte Mensch geworden, wäre seine Jugend in die Wirrnisse städtischer Talmikultur hineingestellt gewesen.

Früh schon mußte der Knabe in Haus und Feld kleine Dienste verrichten. Der Vater hatte einiges Korn- und Wiesenland erworben und hielt drei bis vier Kühe, die häufig kränkelnde Mutter aber durfte überhaupt keine Feldarbeit verrichten und der Vater selbst war durch seinen tierärztlichen Beruf ja stark in Anspruch genommen — so schloß die Notwendigkeit, in der kleinen Wirtschaft jede Hand nutzbar zu machen, den Schulbesuch im Sommer aus. Zur Hauptsache wurde Jehann Hinnerk als Viehhüter angestellt, und dankbar bekennt noch der Alte: „Diese Hirtenjahre sind und bleiben mit leuchtenden Goldlettern im Buch meines Lebens verzeichnet.“

„En Kogharder bedurn? Sedß Jahr lang hev ik Kdh hdt, eerst

min Vader sin, denn of wol mal bi Frönn von em, wenn ik in
 Hus min Moder garto unbannig war; awer harr mi een seegt:
 „Min Jung, di ward wol de Tid lang! Du heft sach Langwiel an
 en Regendag, vef to liben von Hitten un Küll’ — ik harr lud op-
 lacht un dat as en Spaß ansehn. Wat en rechten Rohharder is,
 kennt sowat nich, he is en lütten Rönig, den en ganze Welt tohdrt.“
 So erzählt Fehrs in einer seiner autobiographischen Skizzen, und
 an anderer Stelle: „Einsamkeit — von früh an habe ich sie ge-
 liebt, sie bereitete mir kein Bangen, auch keine Langeweile, die
 ich überhaupt kaum kenne, es sei denn, nebenbei gesagt, in einer
 Gesellschaft, die sich an Klatsch und Kleinkram erbaut oder gar
 an Joten und erquälten Wigen. Ein gütig Geschick hatte mir einen
 kräftigen Körper und gesunde Sinne geschenkt, Sinne mit un-
 löschbarem Durst. Sie trugen der dämmernden Seele täglich
 tausend Entdeckungen zu und füllten sie mit wunderbaren Bildern.
 So wurde nach und nach aus dem spielenden Jungen ein Sucher,
 der anfangs wohl nicht wußte, was er finden wollte, wurde ein
 Träumer, der sich innerlich mit den eingefangenen Bildern eine
 kleine Welt aufbaute, schön wie ein Garten Eden. Doch war ich
 nicht immer allein mit meinen Rügen, oft gesellten sich zu mir
 andere Hirtenbuben und dann gab’s ein lustig Spiel. Ein Haupt-
 vergnügen waren Wettläufe mit weitem Ziel. Wenn unsere Schuß-
 befohlenen gesättigt waren und sich niedergelegt hatten, entledigten
 wir uns der Kleider, und nun ging’s in vollem Lauf quer über
 den weiten Wiesenplan bis an den Störbeich, die Gräben wurden
 übersprungen, Wetter und breite Bäche durchschwommen, und
 wer zuerst ans Ziel kam, fühlte sich stolz wie ein olympischer
 Sieger, auch ohne Preis und Kranz. Die wiederkläuenden Rüge
 staunten uns nach, die Schwalben umschwirrten uns, Kriebige
 keiften und schrien und die göttliche Sonne lächelte milde und
 gütig auf uns herab. Der Herbst machte aller Herrlichkeit ein
 Ende, unfre Rüge kamen in den Stall und wir in die Schule.
 Diese wollte uns nun so wenig behagen, daß mancher unter uns
 in einem Stück sicherlich jenem Jungen Recht gab, der klagte:

Man kommt ut de Angst garnich rut, sommers bullert dat un winters mutt man to Schol!“

Daß der damalige Schulbetrieb in dem engen dumpfen Raum mit seinem ewigen Einerlei der Übungen im Lesen, Schreiben und Rechnen, mit seinem endlosen Auswendiglernen und Auffagen von Kirchenliedern, Bibelsprüchen und LandesKatechismus den an das freie Feldleben gewöhnten frischen Jungens durchaus nicht zusagte, wird niemanden verwundern, ebenso wenig, daß sie infolgedessen nach alter Knabenart auf allerlei Torheiten verfielen, deren unausbleibliche Folgen die Schulbegeisterung auch nicht gerade erhöhnten. Wenn Johann Hinrich Fehrs, den sein „Versetter“ trotz allen Widerspruchs konsequent „Fehrs“ nannte, auch nicht lust einer der allerschlimmsten Rangen war, so stand er doch nach eigenem Geständnis seinen Mann, wenn es galt, einen losen Streich zu verüben, und war nach Versetters Meinung zumal in seinen häuslichen Schularbeiten „stinkend faul“. Das wurde erst anders, als die Eltern ihn 1851 in die auch im Sommer offen gehaltene Schule des Nachbardorfes Lohbarbeck schickten; nun wurde er „endlich“ fleißig und errang sich die Zufriedenheit seines neuen Lehrers in solchem Maße, daß dieser ihn nach einigen Jahren zu seinen besten Schülern zählte. Die verabreichte Kost war auch hier nicht viel mannigfaltiger als vorher, aber der Lehrer war ein geborener Schulmeister, der es verstand, die Zuneigung seiner Schar zu gewinnen und ihr Interesse und ihren Ehrgeiz zu wecken für die Dinge, die er ihnen mühelos, wie spielend, klar zu machen wußte.

Noch heute bedauert der Dichter nur, daß ihm damals im Zeichnen und in der Musik, wozu er gewöhnlich starke Anlagen hatte, fast nichts geboten werden konnte. So blieb es auf diesen Gebieten bei autodidaktischen Übungen ohne fachmännische Anleitung; denn der Unterricht im Geigenspiel, den der Vater ihm eine Zeitlang erteilte, wurde auf Veranlassung der Mutter bald wieder abgebrochen, weil das allzu lebhaftes Temperament des Lehrmeisters weder dem Kopf des Jünglings noch seiner Geige gut

bekam. Das wäre wohl der einzige Vorteil der Stadt vor dem Dorfe für die Erziehung, meint Fehrs, daß sie ganz andere Mdglichkeiten zur Ausbildung derartige Anlagen biete; wäre er in der Stadt aufgewachsen, so wäre er wahrscheinlich Maler geworden oder hätte Musik studiert. Nun, wir egoistischen Genießer der Fehrschen Dichtungen sind's auch so zufrieden; denn wir spüren überall in ihnen, nicht nur in den Versen sondern auch in der Prosa, den Ausfluß seiner musikalischen Natur, der das unmittelbare Ausleben versagt geblieben ist, und in der plastischen Zeichnung all seiner Gestalten wie auch in so manchem prächtigen Landschaftsbild in Worten erkennen wir das scharf beobachtende Malerauge und die sichere Künstlerhand, die nun anstatt mit Pinsel und Meißel mit der Feder dargestellt hat, was sie erfüllte und bewegte....

Mit dem ländlichen sommerlichen Hirtenleben war's für den Jungen seit dem Besuch der Volljahrschule vorbei. Einen kleinen Ersatz dafür bot immerhin der lange Schulweg, in dessen Mitte ein Wäldchen und ein zauberhaft schöner Teich lag. Und auch sonst trat keine Entfremdung vom gewohnten dörflichen Leben ein. „Denn“, so erzählt der Dichter, „kam ich aus der Schule, fand ich Arbeit genug vor, die erledigt sein wollte. Ich mußte die Kühe füttern und tränken, den Stall reinigen, graben im Garten, Holz hacken, melken und buttern, kurzum jede Tätigkeit üben und verrichten, die ein ländlicher Haushalt erfordert. Ferien hatten wir natürlich auch, aber sie waren weise in eine Zeit verlegt, wenn im Felde überviel zu schaffen war, und so wurden sie für mich mit wenigen Ausnahmen zu mühevollen Tagen. Das soll weder Klage noch Anklage sein, im Gegenteil. Ich lernte früh jedes Gerät geschickt handhaben, lernte die körperliche Arbeit gründlich kennen und achten, spürte ihren Segen in den gekräftigten Gliedern und empfand das ländliche Wohlbehagen des Feierabends. Mein späteres Leben war der Mühen voll; da war's gut, daß die Knabenjahre das Vorspiel vorwegnahmen und mich dabei ausrüsteten mit gesunder Kraft und mit dem Gefühl der Pflicht zu nützlichem Tun.“

So nahte die Konfirmation und damit die Entscheidung über den künftigen Beruf. Am liebsten wäre Johann Hinrich, da an den Erwerb einer Bauernstelle nicht zu denken war, Förster oder Jäger geworden, um seine Arbeit unter freiem Himmel zu haben, nicht in dumpfer Stube oder Werkstelle. Aber nach seinen Wünschen wurde nicht gefragt; als er sie einmal ganz von fern andeutete, verwies sein Vater ihn kurz und barsch: „So? En Tdllerlicker? Dat fehl ok noch! Du warrst Scholmeister un damit basta!“ Er meinte es mit seiner Weigerung gut, denn er kannte von den adligen Herrschaften her, zu denen er als Tierarzt gerufen wurde nur Jäger und Förster, die zur Hauptsache den Bedienten spielen und bei Tisch aufwarten mußten, und dazu wollte er seinen Jungen nicht hergeben. Mit der Bestimmung für den Lehrberuf aber überwies der Vater ihm lediglich das Erbe seines älteren Bruders, der Lehrer gewesen war und eine Reihe Bücher hinterlassen hatte, deren unbenutztes Dastehen den wirtschaftlichen Sinn des Vaters wohl kränkte. „Ik weer jo ümmer hellisch achter Vdker her, meen min Vader, un min beiden Persepters harrn jo seggt, dat ik en goden Kopp harr to lehren — wat weer dar in Weggen?“

Ein doppelt trauriges Geschick hatte diesen älteren Bruder Drews getroffen: er fiel im Kampfe um Schleswig-Holsteins Freiheit, an dem er gegen den Willen seines Vaters teilnahm. Hören wir unsern Dichter selbst: „In diesen Jahren war unser Ländchen in großer Erregung durch den Krieg mit Dänemark. Ein Lenzhauch und Frühlingsbrausen ging durch Herzen und Lande, wie wir beides nicht wieder empfunden haben, selbst in dem gnadenreichen Jahr 1870 nicht. Nur manche älteren Männer, die sich mit dem Drum und Dran einer allgemeinen Erhebung nicht befreundeten konnten, standen mißmutig und grollend zur Seite. Und zu diesen Männern gehörte mein Vater. Er fühlte sich Herr in seinem kleinen Bereich, hier kannte und litt er keinerlei Widerspruch und Widersetzlichkeit; dasselbe verlangte er für den Landesherrn, den König und Herzog, wer wider den die Hand erhobbe, träte jede göttliche Ordnung mit Füßen. Das warf einen tiefen Schatten in unser

friedlich Haus, denn Mutter und Kinder, soweit diese schon wach waren, dachten anders. Mein ältester Bruder, Drews, der bereits als Lehrer Anstellung gefunden hatte, kam sogleich nach Beginn der Bewegung heim, er wollte als Freiwilliger eintreten. Der Vater verbot es ihm, er mußte sich fügen. Im folgenden Jahre wurde er gezogen und kämpfte noch in mehreren Schlachten mit; bei dem nächtlichen Sturm auf Friedrichstadt fiel er, oder versank er in einer tiefen Wettern dicht vor der Schanze? In der Verlustliste wird er gemeldet als vermißt und ist nie gefunden. O diese bange, langandauernde Trauer im Elternhause! Er war der Liebling aller, reich begabt, ein guter Sohn und seinen Geschwistern ein älterer Freund, jubelnd begrüßt, wenn er mal wieder das Haus betrat.“ — Der tiefe Eindruck, den dieses tragische Erlebnis auf den Knaben Johann Hinrich Fehrs machte, hat ihm zwei Jahrzehnte später Stoff und Stimmung geliehen zu der ersten Dichtung, mit der er an die Öffentlichkeit trat, dem Epos „Krieg und Hütte“.

Nachdem Pastor Corpus in Kellinghusen ihn Ostern 1854 konfirmiert hatte, besuchte Johann Hinrich noch ein halbes Jahr lang lernend und übend die Lohbarbecker Schule, und dann ging er mit gutem Mut und ernstem Willen auf die Suche nach einer offenen Stelle. Er fand sie nach einigem Scheitern zu hochfliegender Pläne in dem kleinen Dorf Stdrkathen, wo er von Michaelis 1854 bis Ostern 1855 an der Winterschule — eine Sommerschule gab's auch dort ebenso wenig wie in Mühlenbarbeck — mit Lust und Liebe wirkte, er, selbst ein halbes Kind noch, als Erzieher der zum Teil nicht viel jüngeren Dorfjugend. Was dieser Winter ihm außer dem königlichen Lohn von freier Wohnung, Heizung und Verpflegung und zehn alten Talern in bar an Lebenserfahrung einbrachte, hat der Dichter uns später köstlich geschildert in der launigen Skizze „En Winter in Stärkamp“.

Obwohl der visitierende Pastor Corpus und die Eltern der unterrichteten Kinder gleich zufrieden mit dem jungen Schulmeister waren, lehnte dieser doch das freundliche Angebot, im nächsten Winter wiederzukommen — „op 'n Daler mehr, un wenn 't of

twe weern! schull 't nich ankan" — ab und ging als Präparand nach Altona. Präparandenanstalten im heutigen Sinne gab es damals nicht, die angehenden Lehrer wurden vielmehr, ähnlich wie heute die Probekandidaten des höheren Schulamts in ihrem Seminar- und Probejahr, gleich praktisch beschäftigt, und zwar mußten sie bis zu 40 Unterrichtsstunden die Woche erteilen, nebenher erhielten sie einige theoretische Unterweisung. Dies war die schwerste Zeit für Fehrs; nicht so sehr wegen der vielen Arbeit, sondern ob des Heimwehs, das ihn bleich und schmal machte. „Heimweh — nach den Eltern? O ja auch, aber vor allen Dingen nach Wald und Flur, nach Licht und Luft und Duft der Heimat — die Häuserzeilen der Stadt erschienen mir wie Gefängnismauern.“ Wie würde er erst unter der heutigen Großstadt die in weitem Umkreis die Natur zerstört, gelitten haben! Damals war er doch schon nach wenigen Schritten im Freien, wo heute neue Zement- und Steinwüstenzüge sich dehnen. — Trotz allen Heimwehs aber hielt er tapfer aus.

Und wie zum Lohne dafür folgten auf diese vier schweren Jahre drei andere, die noch heute in der Erinnerung des Alten in herrlichem Glanze strahlen: die Zeit von Ostern 1859 bis Ostern 1862, die er auf dem Seminar zu Eckernförde zubrachte. Unter der Direktion des alten Professors Bahnsen, der vorher das Seminar zu Londern geleitet hatte, genossen die Zöglinge eine fast studentische Freiheit, gegen wiederholte Einschränkungsversuche des dänischen Regiments wehrte Bahnsen sich mit zäher Energie aus pädagogischen wie politischen Gründen. Der Unterricht war zwar vielfach ledern und trocken, doch die jungen Leute mußten sich durch den Genuß der reizvollen Umgebung Eckernfördes, durch körperliche Übungen — auf Anregung von Fehrs wurde z. B. Fechtunterricht eingeführt — und durch Privatstudien zu entschädigen, denen Fehrs sich mit besonderer Eindringlichkeit auf dem Gebiet der Geschichte und Literatur hingab. Die Abgangsprüfung bestand er gut, in Lehrbefähigung erhielt er das seltene Prädikat „Ausgezeichnet geschickt“.

Gleich zu Anfang der damit für ihn endgültig frei gewordenen Laufbahn wurde Fehrs ein äußerlich lockendes Angebot gemacht. Unmittelbar nach der Abschlußprüfung, die unter dem Vorsitz eines dänischen Kommissars stattfand, bot dieser ihm ein reichlich bemessenes Stipendium an, falls er in Kopenhagen studieren wolle, um später Seminarlehrer oder dergleichen zu werden. Aber Fehrs lehnte ohne Zögern ab, er wollte sich nicht den dänischen Machthabern verpflichtet fühlen, die Liebe zu seinem Schleswig-holsteinischen Deutschtum litt bei ihm auch nicht den Schein des Treubruchs.

So ging er zunächst auf ein Jahr als Lehrer an eine Privatschule für Knaben in Reinfeld bei Lübeck, wo er in freundschaftlichen Verkehr mit dem plattdeutschen Erzähler Joachim Wähl kam, in dessen Familienkreis er manchen gemütlichen Abend verlebte. Aber die zunehmende Spannung der politischen Lage ließ ihn nach einer festen staatlichen Anstellung Umschau halten: die befreite vom dänischen Militärdienst und bewahrte ihn somit vor der Gefahr, gegen seine deutschen Brüder ins Feld ziehen zu müssen, sobald die Krisis zum Kriege führen würde. Er fand die gesuchte Bestallung im Amt eines Waisenlehrers in Igehoe. Die Einnahmen freilich waren bescheiden genug: ganze 480 Mark im Jahr, dazu ein Wohngelass und morgens und abends eine Tasse Kaffee oder Tee — das war alles. Aber alle diese Mängel wurden für ihn aufgehoben durch das Gefühl der Sicherheit, nicht gegen seine Überzeugung und seine Stammesbrüder kämpfen zu müssen. Von Ostern 1863 bis Ostern 1865 blieb er in dieser Stellung, dann wurde er bestallter Lehrer an einer Halbtagschule in Altona, wo er abwechselnd in zwei Elementarklassen mit 110 und 150 Schülern zu unterrichten hatte.

Gestützt auf glänzende Zeugnisse und reiche praktische Veranlagung für seinen Beruf, hatte Fehrs nun, wo nach der Lösung Schleswig-holsteins von Dänemark durch den Krieg von 1864 seine unbeirrbar deutsche Gesinnung kein Hindernis mehr bot, es sicher bald zu angeseheneren und einträglicheren Stellungen im

öffentlichen Schulwesen gebracht, wenn nicht jetzt die Liebe seinem Leben eine andere Richtung gegeben hätte.

Am 28. September 1865 vermählte Johann Hinrich Fehrs sich mit Maria Amalia Mehquate, der Tochter des weiland Predigers in Breitenberg nahe Isehoe; die Trauung fand in Bargum statt, wo der Bruder der Braut als Pastor amtierte. Gleichzeitig übernahm er die Leitung der von seiner Frau in Isehoe begründeten kleinen Privat-Mädchenschule. „Es war töricht, tollkühn, ohne Mittel so klein (mit 36 Schülerinnen) anzufangen“, urteilt Fehrs jetzt selbst; war das um so mehr, als dieser Entschluß den Verzicht auf ein ihm in Aussicht gestelltes Rektorat bedeutete. Aber das Wagnis gelang: die Anstalt, mit der bald ein Pensionat verbunden wurde, gewann ständig an Umfang und Ansehen. „Arbeit die Fülle, ja oft zu viel, und doch, der Psalmdichter hat Recht: wenn das Leben köstlich gewesen ist, so ist es Müh und Arbeit gewesen“, urteilt der auf sein Leben zurückschauende Dichter. Reichlich 34 Jahre lang stand ihm bei dieser Arbeit seine liebe Frau zur Seite und erfüllte ihn mit neuer Zuversicht, wenn er wohl einmal unter der Last der Sorgen schier verzagen wollte; am 6. Dezember 1899 wurde sie ihm nach längerem mit großer Geduld getragenen Leiden durch den Tod entführt. Vier Jahre lang leitete Fehrs seine Anstalt noch allein weiter; dann zwang ihn eine schwere Erkrankung, von der er nur langsam genas, sie am 1. Oktober 1903 der Stadt zu übergeben, die ihm in dankbarer Anerkennung dafür, daß er ihr nahezu vier Jahrzehnte lang die Kosten und Sorgen einer Städtischen Höheren Mädchenschule erspart hatte, ein kleines Ruhegehalt aussetzte.

Als Lehrer und Erzieher muß Fehrs geradezu vorbildlich gewesen sein. Noch immer hängen seine ältesten wie seine letzten Schülerinnen mit gleich herzlicher Verehrung an ihm, noch immer denkt er selbst mit wehmütiger Freude an jene Zeiten, zumal wenn sie ihm wieder so recht eindringlich vergegenwärtigt werden wie z. B. durch den Vortrag der alten, einst von ihm eingeübten Lieder, mit

dem ehemalige Schülerinnen ihn an den Vorabenden seines 70. und 75. Geburtstags überraschten. Es ist keine billige Phrase, wenn die Urkunde über die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Igehoe von dem „langjährigen, um die Erziehung unsrer weiblichen Jugend hochverdienten Lehrer“ spricht.

Von acht Kindern — sechs Söhnen und zwei Töchtern —, die seine Frau ihm schenkte, sind Fehrs nach dem Tode der Gattin noch sechs geblieben. Die einzige Tochter — das zweite Mädchen starb kurz nach der Geburt — bewohnt mit ihm das traulich in den Frieden des Klosterhofes zu Igehoe geschmiegte Häuschen, in das er bald nach Aufgabe seiner auf eigenem Grundstücke am Breitenburger Weg ausgeübten Lehrtätigkeit verzog. Sie hat, wie auch fast alle ihre Brüder, die musikalischen Anlagen ihres Vaters geerbt und hat sie auch ausbilden können, so daß sie jetzt seit Jahren als Musiklehrerin und Dirigentin wirkt; mehrere Vertonungen von hoch- und plattdeutschen Liedern ihres Vaters, die sich der Stimmung der an sich schon musikalischen Verse trefflich anschmiegen, haben sie auch als Komponistin bekannt gemacht. Die fünf Söhne des jugendfrischen Alten — ihr älterer Bruder stürzte 19jährig bei Kap Horn aus dem Mast und ertrank — hat ihr Beruf in andere Orte geführt, doch größtenteils nicht allzu fern der Heimat; so kann der Vater auch sie recht oft bei sich begrüßen. Vereint aber gar einmal ein Familienfest wie etwa der Geburtstag des Vaters dies ganze Geschlecht von Hünen, so stellt der Freund des Hauses, dem die Teilnahme daran vergönnt ist, bald fest: es liegt nicht an unsrer Zeit, der viel zu Recht und viel zu Unrecht gescholtenen, es liegt nur an den meisten Menschen unserer Zeit, wenn das echte alte Familienleben, das einst selbstverständliche Gemeinschaftsgefühl der Sippe, des Geschlechts, immer mehr verloren zu gehen droht; denn hier, bei den Fehrsen, lebt es in ungeminderter Kraft und wirkt den alten Segen.

Sein Beruf als Anstaltsleiter und Lehrer, der selbst einen außerordentlich großen Teil des Unterrichts erteilte, nahm Fehrs

derart in Anspruch, daß er nur wenig Zeit und Ruhe fand zu engerem Verkehr mit Männern verwandten Strebens. Zu den beiden bedeutendsten heimatischen Dichtern seiner Zeit gewann er dennoch ein näheres persönliches Verhältnis. Klaus Groth, den von ihm hochverehrten Begründer der neuplattdeutschen Literatur, suchte er jedesmal auf, wenn sein Weg ihn nach Kiel führte. Der Unterschied der Jahre und die verbitterte Stimmung, in der jener sich damals befand, wo Frig Reuters unbekümmerter Humor seine unaufdringliche Lyrik öbllig zu überschatten drohte, ließen zwar das Verhältnis von Seiten des Älteren nicht recht warm werden; doch nahm Fehrs trotzdem stets den Eindruck einer reichen und tiefen Persönlichkeit mit und bewahrt Klaus Groth noch heute aufrichtige Dankbarkeit für die freundliche Anerkennung, die er dem Schaffen des Jüngeren wiederholt öffentlich bezeugt hat. Mit Theodor Storm kam Fehrs erst während der letzten Husumer Jahre des Dichters in persönlichen Verkehr, den er dann auch nach Hademarschen hin aufrecht erhielt. Besonders gern gedenkt er immer wieder der herzlichen Aufnahme beim ersten Besuch und zumal der offenherzigen Urteile über eigene und fremde Dichtungen — „Lob und Tadel gingen barfuß“, rühmt er Storm in Dankbarkeit für die mancherlei wertvollen Winke nach, die er aus der Aussprache mit dem feinsinnigen Künstler und Kritiker entnahm. Unter den noch Lebenden verbindet Fehrs besonders herzliche Freundschaft mit Timm Kröger, dessen in ihrer Kunstform so ganz anders geartete stimmungsgewaltige Dichtung aus dem gleichen Volkstum und Boden erwachsen ist wie seine eigene.

„Früh begann ich“, so erzählt Johann Hinrich Fehrs selbst, „Verse zu machen, auch entstanden kürzere und längere Erzählungen, doch trug ich Scheu, meine Versuche zu zeigen oder gar zu veröffentlichen; sie lagen lange im Pult, und als ich sie mit gutem Bedacht endlich ins Feuer warf, erzeugten sie prächtige Flammen.“

Erst mit 33 Jahren, 1871, gab Fehrs sein erstes Büchlein heraus, das Epos in Versen „Krieg und Hütte“, das allerdings

schon 1865 geschrieben war. 1873 erschien im gleichen Verlag Hoffmann & Campe in Hamburg das 1867 entstandene Versepos „Eigene Wege“. 1877 folgte, von F. J. Richter in Hamburg verlegt, die unter dem Titel „In der Wurfschaukel“ zusammengefaßte Sammlung kürzerer epischer Dichtungen, deren Niederschrift sich auf das Jahrzehnt 1865—75 verteilt. Obwohl die Kritik die Bücher freundlich aufnahm, fanden sie nur wenig Leser. Bevor die Gesamtausgabe der Fehrschen Dichtungen sie wieder zugänglich machte, waren sie jahrzehntelang aus dem Buchhandel verschwunden.

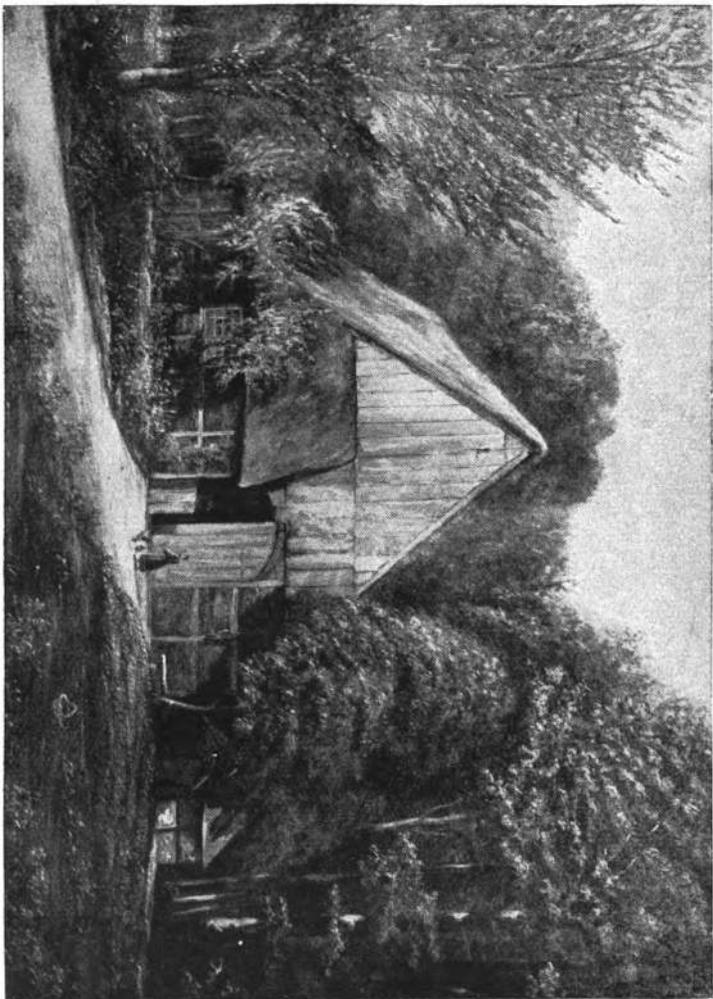
Fast ein Jahrzehnt nach dem letzten Versepenbände, nämlich 1886, brachte der Verlag Arnold Weichelt in Hannover unter dem Titel „Gedichte“ eine Sammlung hoch- und plattdeutscher Lyrik heraus, die ein etwas freundlicheres Geschick fand: 1903 konnte im Verlag H. Lühr & Dircks in Garding eine zweite vermehrte Auflage unter dem Titel „Zwischen Hecken und Halmen“ erscheinen.

Aber erst mit seinen plattdeutschen Novellen gewann der Dichter zunächst wenigstens seine engere Heimat. Den Reigen eröffnete 1878 im Verlag Adolf Nuxer in Iphoe die 1876 entstandene Erzählung „Lüttj Hinnerk“, die es mittlerweile bis zur 4. Auflage gebracht hat. 1887 erschien im Verlag H. Lühr & Dircks in Garding, der von da ab alle weiteren Einzelwerke von Fehrs herausbrachte, die Skizzen- und Novellensammlung „Allerhand Slag Lüd“, deren Entstehung sich über die Jahre 1881—86 erstreckt; 1891 folgte unter dem gleichen Titel ein zweiter Band mit vier in zwischen geschriebenen größeren Erzählungen; beide Bände liegen heute ebenfalls in 4. Auflage vor. Einem sachlich dazu gehörenden dritten Band wurde 1902 aus buchhändlerischen Gründen der abweichende Name „Ettgrdn“ gegeben; die darin enthaltenen Novellen, Skizzen und Fabeln entstammen dem Jahrzehnt 1890 bis 1900; jetzt ist die 2. Auflage vergriffen.

Hatten diese Novellenbände den Namen ihres Verfassers wenigstens in Schleswig-Holstein allgemein bekannt gemacht, so gewann der Siebzigjährige sich mit dem großen Roman „Naren“

endlich auch das übrige Norddeutschland; seit seinem Erscheinen 1908 sind 4 Auflagen abgesetzt, und der Dichter ist seit Vollendung dieses Werks, das ihn über zwei Jahrzehnte lang beschäftigt hat, als einer der hervorragendsten Erzähler deutscher Zunge anerkannt.

Die wachsende Erkenntnis seiner Bedeutung kam fast wider Erwarten stark zum Ausdruck durch das Ergebnis der kurz vor seinem 75. Geburtstag eingeleiteten Subskription auf eine vierbändige Ausgabe seiner „Gesammelten Dichtungen“, die in wenigen Wochen durch annähernd 1200 Vorausbestellungen gesichert wurde. Diese soeben, im Herbst 1913, im Verlage von Alfred Janssen in Hamburg erschienene Gesamtausgabe bringt im ersten Band die hochdeutschen epischen und lyrischen Dichtungen, im zweiten und dritten Band die plattdeutschen Gedichte, Skizzen und Novellen, und zwar sowohl die in den bisherigen Einzelbänden enthaltenen wie auch eine Anzahl vorher noch nicht in Buchform veröffentlichter Erzählungen, und im vierten Band den Roman „Raren“. Durch diese würdige Gesamtausgabe ist Johann Hinrich Fehrs nun auch äußerlich als niederdeutscher Klassiker anerkannt, nachdem seine Kunst ihn schon längst als ebenbürtigen Genossen neben Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinckman gestellt hat.



Das Geburtshaus des Dichters in Mühlentbarbed

Nach einem Gemälde von G. Pfeiffer in Zepfhor

Die Versepiſ

Achter de blauen Borgen
Dar steit en lütte Kat.

Min Hart is fröh un lat
Achter de blauen Borgen.

Als nach dem Kriege 1870/71 in so manches deutsche Haus tiefe Trauer eingeleitet war um einen Leuten, der des Vaterlandes Einheit mit seinem Herzblut bezahlt hatte, erschien auf dem Büchermarkt eine kleine epische Dichtung, die den Leser aus ähnlicher schwerer Trübsal heraus zu glaubensstarker Überwindung leitete. Geschrieben freilich war dies Epos „Krieg und Hütte“, mit dem Joh. nn Hinrich Fehrs zum erstenmal als Dichter hervortrat, bereits fünf Jahre früher. Nicht der deutsch-französische, sondern der deutsch-dänische Krieg von 1864 hatte in ihm eine Erinnerung aus früher Jugend so lebendig heraufbeschworen, daß die Bilder und Gedanken unwiderstehlich zur Ausformung in Versen jener Art drängten, deren Welt dem jungen Verfasser wenige Jahre vorher, während seiner Seminarzeit, so vertraut geworden war. Im klassischen deutschen Versmaß, im Blankvers, entrollt er ein stimmungs- und anschauungsgesättigtes Bild aus dem letzten Kampfsjahre der schleswig-holsteinischen Erhebung:

Weihnachtsabend ist's, in der traulichen Räucherlate trifft die Mutter die letzten Vorbereitungen für die bescheidene Feier. Immer wieder enteilen ihre Gedanken zu dem Sohn, der ihr in früheren Jahren so froh dabei geholfen hatte — nach dem blutig abgeschlagenen nächtlichen Sturm auf Friedrichstadt ist er als „vermißt“ gemeldet worden, eine Wahrscheinlichkeit seiner Wiederkehr besteht vor dem Verstande eigentlich nicht mehr, und doch klammert der Eltern schmerzgerissenes Herz sich noch an die bleiche Hoffnung mangelnder Gewißheit. Da bringt des Ersehnten treuer Freund den Eltern sichere Kunde, daß ihr Sohn in jener grauenvollen Nacht wirklich gefallen ist, und bei seiner Erzählung löst sich ihr bitterer Schmerz allmählich in gefasste Demut gegen Gottvaters Ratschluß. Der Wund des trefflichen Jünglings mit ihrer Tochter hebt den Blick wieder in eine frohere Zukunft.

Aus diesem an sich düsteren Stoff hat der Dichter ohne Ver-

tuschung der Tragik ein alles in allem freundliches und liches Gemälde zu formen gewußt. Die äußerliche Möglichkeit dazu verschaffte er sich durch geschickte Anwendung des rückwärts schauenden Aufbaus seiner Erzählung: teils in der Erinnerung, teils im Bericht der Hauptgestalten erlebt der Leser ungezwungen große Stücke der Vergangenheit. So wird das traurige Schicksal, das sich in diesem idyllischen Kreis schließlich vollends erfüllt, teils vorsichtig vorbereitet, teils gedämpft und gemildert. Ja für einen tief angelegten und klar durchgeführten Konflikt zwischen Vater und Sohn bedeutet die trübe Kunde, die der Freund bringt, in gewissem Sinne gar die entspannende Lösung:

Der Vater in seinem starr ausgeprägten Autoritätsgefühl hat für den Unabhängigkeitskrieg des Landes kein Verständnis finden können; bitter hält er dem in den Kampf ziehenden Sohn entgegen:

Ich wurzle noch in jener Zeit, mein Sohn,
Wo Treue wohnt' in starker Mannesbrust,
Wo jenes Heilandswort noch Geltung hatte:
Du gibst dem Kaiser, was des Kaisers ist!
Nun ruft die Welt an allen Enden Aufruhr —
Mein Kopf ist alt und kann die Welt nicht fassen;
Ich seh in allem Untreu, Sünd' und Schande
Und zürne dir und allen Kampfgenossen
Und fluch dem Alter, das die Treue ließ.

Und als der Sohn ihm sein „Ich kann nicht anders!“ auseinandersetzt:

Nicht Ungehorsam ist es, der mich treibt!
Nie wurde schwer mir meine Kindespflicht;
Nur in dem e i n e n Stücke ist es anders:
Ich sah den Jammer des gedrückten Landes,
Die alten Rechte sah ich frech zertreten,
Ich sah die Jugend jauchzend in den Kampf ziehn,
Selbst graue Männer noch zum Schwerte greifen:
Da packte mich auch sehnliches Verlangen,
Dem Vaterland zu leihen Leib und Leben.

bezwingt er sich nur mit Mühe zu dem Zugeständnis :

Jetzt tue, was du glaubst und voll für wahr hältst :

Kommt bessere Einsicht, nun, dann handle besser !

Jetzt aber, wo sein Sohn seine Überzeugung ohne Zögern mit seinem Leben bezahlt hat, bekennt er unumwunden, wie ihn sein Handeln auch schließlich mit seinem Denken ausgeführt habe :

Ich habe oft gegrollt, wenn ganz allein

Ich meine Straße zog, daß ich den Sohn

Des Irrtums Wege ruhig wandeln sah.

Doch wenn er kam und reichte mir die Hand

So fest und warm, mit freier, reiner Stirn,

Die Wang' gebräunt, das Auge fest und blizend,

Und jedes Wort so sicher, siegesfreudig

Und doch so ernst wie ehern Manneswort :

Dann schwankte ich und hielt den Vorwurf fern,

Den ich in finst'rer Stunde heiß geschmiedet,

Mein alter Kopf vermochte nicht zu fassen —

Und kann es noch nicht —, was die Jugend wollte,

Doch tief im Herzen freute mich ihr Streben. . . .

Und mählich stieg mein Geist zu der Erkenntnis :

Nur schweigen kannst du zu dem tollen Kampf,

Denn eine neue Zeit steigt jetzt herauf,

Die du nicht kennst und die du auch nicht hemmst ;

Ob die Gedanken, welche sie beleben,

Die Geister sind aus einer guten Welt,

Aus einer bösen — kannst du nicht entscheiden.

Drum schweig ich jetzt, da eine höhere Hand

Der Fragen Heer durch einen Schlag zertrümmert.

Unschwer erkennt der Leser der diesem Buch vorangestellten Lebensskizze, wie der Dichter in diesen beiden gegensätzlich empfindenden Gestalten seinen eigenen Vater und seinen Bruder Drews gezeichnet hat, ja wie die ganze Stimmung der Dichtung aus dem Leben entnommen ist — über Drews 70-jährige letzte Stunden ist freilich nie gewisse Kunde ins grammerfüllte Vaterhaus gedrungen.

Ebenso dürfen wir in der friedlichen kleinen Welt, die der Dichter im Epos vor uns aufbaut, zweifellos sein eignes Elternhaus erblicken — aus eigenen Kindheits Erinnerungen erwächst offenbar zumal die anheimelnde Schilderung, wie die prächtige Mutter trotz all ihres Wehs den andern Kindern so viel Weihnachtsfreude wie nur möglich zu schenken sucht; unvergeßliche Kindheitsbilder sind es ebenfalls, die die strohgedeckte Räucherlate und das traute Stübchen mit seinem schlichten Hausrat so anschaulich vor uns erstehen lassen.

Vor einigen Jahren erst wurden Briefe Theodor Storms bekannt, in denen dieser strenge Kritiker lyrischer Dichtungen sich über seines Landsmanns erste Arbeit anerkennend genug aussprach: „Es ist ein sehr bemerkenswerter Versuch, der erste Gesang fast vollendet schön, wir besitzen in unserer Literatur wenig derartiges.“ Die Hervorhebung des ersten Gesanges — „Eitles Hoffen“, die Schilderung der Weihnachtsabendvorbereitungen durch die Mutter — läßt vermuten, daß Storm die in der Lat ungewöhnlich feine Stimmungsmalerei besonders angesprochen hat; aber da in diese Schilderung auch die Vorgeschichte der Spannung zwischen Vater und Sohn eingeflochten ist, darf man annehmen, daß er in diesem innerlich dramatischen Moment ebenfalls einen Hauptwert der Dichtung erblickt hat. Doch auch der zweite Gesang — „Klarheit“, der Bericht des Freundes über den Tod des Sohnes — bringt weiter viel Schönes; so verdient besonders die Schilderung des unglückseligen nächtlichen Angriffs auf Friedrichstadt mit der vorzüglichen Herausarbeitung der Stimmung der Kämpfer hervorgehoben zu werden. Der dritte Gesang hingegen — „Glauben“ — ermüdet stark durch zu große Breite und stirbt durch zu bewußte Lehrhaftigkeit. Aber im vierten Gesang — „Frieden“, Vorgeschichte der Liebe von Tochter und Freund und ihre Krönung durch die Verlobung — wird die leicht erlahmte Teilnahme des Lesers bald wieder gefesselt, und rein und voll klingt die Dichtung aus im Segensspruch des Vaters über das junge Paar, von dem ein Teil als Zeugnis der geistigen Atmosphäre, in der Fehrs aufgewachsen

ist — denn auch hier dürfen wir sicher auf des Dichters eigenen Vater zurückschließen — hier stehen möge:

Ihr baut ein Haus auf vielen Hoffnungstrümmern,
Und aus dem Kämpfer um des Landes Freiheit
Wird nun ein Bürger und ein Mann des Friedens;
Die Arbeit ist fortan sein ernstes Werk . . .

Ein jeder wirkt in seinem kleinen Kreis,
Als sei das Vaterland nun ganz vergessen;
Er baut sein Haus und füllet es mit Gütern,
Wiegt seine Kinder lächelnd auf dem Knie
Und zieht sie auf zur Freude seines Alters.
Und Segen strömt ihm zu durch die Gefährtin:
Sie ist sein Schatten nach dem schwülen Mittag,
Die Blume in dem Frieden seines Hauses,
Der stille, gute Geist an seinem Herd;
Ihr sanftes Wort scheucht lind die Sorgen fort,
Es glättet ihre Hand die krause Stirn,
Und selbst zur Stütze wird der weiche Arm,
Ein holder Engel ist sie seinen Kindern
Und Hüterin des Friedens und der Sitte.
So schaffen beide an des Hauses Wohlfahrt —
Das ist der Kreis, den sie sich selber ziehn.
Er ist nicht groß, doch faßt er eine Welt,
Und dir, mein Kind, fällt zu ein köstlich Teil . . .
Doch Einen wollet nie und nimmer lassen,
Er ist der Herr, des Rechtes höchster Hort . . .
Erbaut im Glauben euren stillen Herd,
Und seid getrost: einst reift die gold'ne Frucht,
Die ihr erkämpfen wolltet vor der Reife.

Unsere Zeit ist behaglich ausgesponnenen Versepen nicht günstig, und wäre „Krieg und Hütte“ dieser Jahre zuerst erschienen, so würde das Schicksal der anspruchslosen Dichtung zweifellos das gleiche gewesen sein wie vor viertelhalb Jahrzehnten: noch so freundliche Anerkennung seiner Vorzüge hätte dem Büchlein doch

keinen Erfolg zu bereiten vermocht. Nun die Gesamtausgabe der Fehrschen Dichtungen seinen Erstling aus langer Vergessenheit hervorzieht, betrachten wir ihn um seines Verfassers willen mit etwas anderen Augen, und manche Einzelheit der Motive wie der Ausführung erscheint uns in anderm Licht, da wir die Fäden erkennen, die von ihr zu den späteren Schöpfungen kraftvoller Reife führen. Ein tiefbringendes Erlebnis wird freilich auch uns die Lektüre nicht, aber die klar herausgearbeiteten Charaktere, die Stimmung des im Verzweigungskampf für sein Deutschtum stehenden Ländchens und manche bildhaft ausgeführte Situation hinterlassen doch einen bleibenden Eindruck, und das individuelle Leben, mit dem der aus dem Reichtum seiner Kindheits Erinnerungen schöpfende Dichter sein Werk erfüllt hat, umfängt uns weithin mit wohliger Wärme.

Wie entscheidend gerade dieses ganz persönliche Moment dem ersten Epos zugute gekommen ist, zeigt sogleich die Betrachtung des zweiten, das zwei Jahre später, also 1867 geschrieben, dem Vorgänger bereits in Jahresfrist, also 1872, folgte. „Eigene Wege“ verdankt zwar den ersten Anstoß zu seiner Entstehung augenscheinlich auch der fortwirkenden Erinnerung an ein folgenschweres Ereignis in des Dichters Familiengeschichte: ergibt den Konflikt hier doch eines reichen Jünglings feste Entschlossenheit, seiner Liebe zu einem armen Mädchen auch gegen der Eltern Willen treu zu bleiben; und ebenso tauchen in Einzelheiten hin und wieder allerpersönlichste Beziehungen auf. So dürfen wir z. B. folgende Verse zweifellos auf des Dichters eigenes Verhältnis zu seiner Mutter deuten, der er darin ein schünes Denkmal dankbarer Kindesliebe gesetzt hat:

... Als ich auf der Schule meinen Freund,
 Der still und gut stets auswich der Verführung
 Und spielend sich bezwang, drob einst befragte:
 „Wie lernt der Mensch die Kunst, sich zu regieren?“ —
 Denn schwer ward mir's, den Übermut zu zügeln —

Da sprach er: „Freund, das weiß ich nicht zu sagen;
 Ich hab ein Mittel, meinen Fuß zu hemmen,
 Wenn irrend er verbot'ne Wege sucht;
 Ich bin nicht reich, doch hab ich einen Schatz,
 Denk ich an den, so schwinden alle Wünsche,
 Die ihre reinen Augen nicht vertrügen;
 Und dieser Schatz ist meine fromme Mutter,
 Die ist mein guter Engel in der Fern'.“

Doch der eigenen Eltern Liebe und Ehe hat dem Dichter eben nur das Grundmotiv für sein neues Epos gegeben, dessen Handlungsverlauf er völlig frei gestaltet — und leider völlig konventionell:

Der einzige Sohn der reichsten Hofbesitzer im ganzen Marschenrund liebt das im Elternhause aufgezogene arme Waisenkind, und als die Eltern von dieser Verbindung nichts wissen wollen, verläßt er die Heimat, um in der neuen Welt die Grundlagen für ein auf eigene Kraft gestelltes Glück zu erringen. Den Vater trifft diese Trennung schwer, und er wäre bald zum Einlenken bereit, aber der Mutter Herz verhärtet sich durch den Trotz des Kindes nur noch mehr, und so verhindert sie vorläufig auch die Rückkehr des Sohnes, den im fernen Amerika bitteres Heimweh gepackt hat — nur wenn er dem Mädchen entsagen wolle, werde sich das Elternhaus ihm wieder öffnen. Aber als nun des Vaters Geist sich durch den einsam getragenen Gram verwirrt und als der treue Diener des Hauses sie an ihre eigene verratene Jugendliebe mahnt, sprengt auch bei ihr weiches Empfinden die harte Schale scheinbar unerbittlichen Stolzes. So zieht schließlich nach innerer Läuterung aller Beteiligten durch schwere Prüfungen doch wieder friedvolles Glück bei ihnen ein: in demütiger Dankbarkeit führt der zurückgekehrte Sohn mit nicht ertrogter, sondern freiwillig geschenkter Zustimmung der wieder genesenden Eltern die Geliebte heim.

Das alles wird in durchweg wohlklingenden, obgleich nicht sonderlich eigenartigen Versen klar und sauber dargestellt. Gegen die psychologische Entwicklung ist an sich nichts einzuwenden, nur hätte die spätere hinreichende Begründung des zuerst fast unnatürlich

anmutenden kalten Stolzes der Mutter wohl schon eher wenigstens angedeutet werden müssen. Aber so einwandsfrei die Rechnung stimmt, so eigentlich selbstverständlich ist auch das Ergebnis. Die Gestalten gewinnen kein individuelles Leben, sie bleiben sorgfältig durchgepinselte Schablonen, ihre Geschicke vermögen uns daher nicht zu erwärmen, und die überall hervortretende Lehrhaftigkeit läßt vollends keinen künstlerischen Genuß aufkommen. Einzelne hübsche Naturbilder und Milieuzeichnungen aber können den sonstigen Mangel an innerer Lebendigkeit auch nicht weit machen.

Als Theodor Storm ein Jahr nach jenem oben erwähnten Brief an Oskar Horn, den damaligen Redakteur der „Flensburger Nachrichten“, nochmals die dringende Aufforderung richtete, in seinem Blatt auf die Epen des Landsmanns aufmerksam zu machen, hatte offenbar auch er zur zweiten Dichtung „Eigene Wege“ kein rechtes innerliches Verhältnis gewonnen, denn er verwies vor allem wieder auf „Krieg und Hütte“: „Das Ganze ist tüchtig, Einzelnes von großer Tiefe und Schönheit, namentlich in der ersteren Dichtung“.

Auch in seinem dritten, 1877 erschienenen Büchlein „In der Wurfchauel“ treffen wir Fehrs noch einmal wieder auf dem gleichen Gebiet der epischen Versdichtung an, doch ist es diesmal nicht eine einzige größere Erzählung in Versen, die er dem Leser bietet, sondern eine Sammlung kleinerer Epen.

Den Reigen eröffnet „Kurt Kainer“. In ruhigem Fluß der Erzählung schildert das Gedicht zunächst, wie zu einer verwitweten Kleinbäuerin ein ortsfremder Wanderer kommt und sich ihr als Knecht anbietet, wie er von ihr vertrauensvoll angenommen wird und allmählich in treuer Arbeit das Gewese wieder in die Hdhe bringt. Aus dem Knecht wird der beratende Freund und der Erzieher ihres Sohnes, und als eines Tages ein reicher Bauernsohn um die Hand der Witwe anhält, ist beiden klar, daß ihre Freundschaft sich leise in Liebe gewandelt hat. Doch der Fremde darf nicht ohne weiteres die Hand nach ihr ausstrecken, denn ihn drückt schwere Schuld und schwereres Geschick. In langer Weichte ent-

hüllt er ihr das Geheimnis seiner Vergangenheit: er ist kein Knecht, sondern ein wohlhabender Bauer aus der hannoverschen Marsch; im Jähzorn hat er einst einen ränkevollen Nachbarn erschlagen, und während er, zur Flucht zu stolz, seine ungewollte Tat im Kerker büßte, starb ihm sein Weib im Wochenbett; die einzige Freude war ihm hinfort der Knabe, den sie ihm hinterlassen hatte, doch auch den mußte er nach wenigen Jahren dahingeben — da packte ihn Verzweiflung, er vermachte seinen Hof dem jüngsten Sohn des Erschlagenen und wanderte in die Welt, um Vergessen zu finden. Nun wagt er mit seinen blutbefleckten Händen nicht das neue Glück zu greifen, das sich ihm in diesem friedlichen Hause langsam zugeneigt hat; aber die Bäurin richtet den Mutlosen auf:

So laß mir doch die Hand! Was tat sie mir?

Ich küsse sie — dein Herz hat nie gemordet!

Anschaulich und unaufdringlich entrollt der Dichter dies Schicksal. Der Aufbau der Handlung ist klar und folgerichtig, sorgsam wird die entscheidende Szene von langer Hand vorbereitet, Kurt Rainer, die Bäurin und ihr Sohn treten scharf umrissen hervor. Wenn trotzdem die Darstellung den Leser nicht allzu tief packt, so liegt das einmal daran, daß die Vorgeschichte im Bericht Kurt Rainers trotz der Länge der Beichtszene schließlich etwas summarisch bleiben muß, zum andern aber an der Versform, die in das Tun und Reden dieser einfachen Personen hin und wieder eine leise Gespreiztheit hineinträgt, die jedenfalls nicht ein derartig unmittelbares Nahbringen ihrer eigensten Innen- und Umwelt gestattet, wie es Fehrs später in seinen epischen Prosaedichtungen so restlos gelungen ist. Gegenüber dem vorigen Epos „Eigene Wege“ bedeutet das 6 Jahre später entstandene „Kurt Rainer“ aber zweifellos einen nicht geringen Fortschritt, in der Charakterisierung wie auch in der Versbehandlung an sich. Und gerade im Hinblick auf die späteren Prosaepen, in denen Fehrs immer umfassendere Bilder des ganzen dörflichen Lebens entrollt, mag noch besonders darauf hingewiesen werden, daß in „Kurt Rainer“ die Gestalten

zum erstenmal nicht mehr frei im Raume stehen, sondern daß sich hier schon leis der Hintergrund belebt, wenn auch die Figuren, die sich von ihm abblenden, nur auf Augenblicke und noch halb schattenshaft vorüberhuschen.

Zumal in den beiden ersten Epen fällt die für die darin geschilderten heimatlichen Verhältnisse außerordentlich häufige Anwendung biblischer Bilder und Vergleiche auf. Sie allein würden ein voller Beweis dafür sein, wie tief ihr Verfasser, der junge Lehrer, in jenen Jahren sich in die Welt der Bibel versenkt hat, und zwar augenscheinlich vor allem in das Alte Testament, dessen plastische Gestalten sein Künstlerauge wohl besonders gefesselt haben mögen. Für sein eigenes Schaffen bedeutete diese allzu unmittelbare Einwirkung, so sehr sie seinen Blick für scharfe Charakteristik geschult haben mag, keinen uneingeschränkten Gewinn; denn in der ausgesprochen germanischen Welt seiner Dichtung wirkt diese ständige Heraufbeschwörung solcher ihr im tiefsten Grunde fremder Gestalten und Vorstellungen fast jedesmal künstlerisch störend; und die aufdringliche Lehrhaftigkeit, die manchmal gar zu äußerlich auf Lohn und Strafe eingestellte Weltanschauung, wie sie uns besonders im zweiten Epos entgegentritt, hat offenbar ebenfalls hier ihre Quelle.

Von diesen, seinen menschlichen und künstlerischen Eigenwuchs bedrohenden, überstarken Einflüssen hat der Dichter sich — unbewußt und unabsichtlich natürlich — befreit, indem er in zwei epischen Dichtungen unmittelbar mit diesen biblischen Stoffen rang; und so vollständig und endgültig war die dadurch gewonnene künstlerische Freiheit, daß in seinen späteren Werken die erwähnten störenden stilistischen Einwirkungen überhaupt nicht wieder zutage treten (einige lyrische Gedichte mit derartigen Anklängen charakterisieren sich dadurch eben als in die frühere Periode seiner Entwicklung fallend), während auch die anfängliche Neigung zu einer gewissen Lehrhaftigkeit in den ihnen folgenden Prosaerzählungen nur noch vereinzelt wieder auftaucht.

Aber sogar die beiden 1874 entstandenen biblischen Epen selbst zeigen durch die gewählten Stoffe und durch die Art ihrer Behandlung, wie fest Fehrs im Grunde von Anfang an im heimischen Volkstum verankert war. Die äußeren Situationen übernimmt er nämlich zwar aus der Bibel, aber die Gestalten, die er nun in sie hineinstellt, sind eigentlich Germanen — im kleinen erleben wir hier etwas Ähnliches wie im großen beim Heliand-Dichter, dem das Neue Testament unter den Händen zu einem germanischen Heldenepos wurde.

Schon dem flüchtigen Blick bekundet dies das erste der beiden kleinen Epen „Sauls Tod“: den Untergang eines germanischen Kleinkönigs der Völkerwanderung hätte Fehrs auch nicht anders besingen können. Wie Saul eigentlich ohne Hoffnung auf Sieg sich in den Verzweiflungskampf stürzt, zu dem seine Getreuen ihn ungeduldig drängen, wie die feindlichen Helden sich gegenseitig mit Höhnreden noch mehr aufreizen, wie Saul den Gang der eigentlichen Feldschlacht sich selbst überläßt und seine Fehde mit Achis persönlich auszutragen sucht, wie der junge Schildknappe seinem Herrn Treue bis in den Tod wahrte, wie nach verlornen Schlacht Saul sich selbst den Tod gibt, damit kein Feind sich rühmen könne, ihn gefüllt zu haben — das alles sind bis ins einzelne genau die Züge, die in all unsern deutschen Heldensagen immer wiederkehren. Auch in der Behandlung des Gegensatzes zwischen Saul und Samuel weicht Fehrs von der biblischen Tendenz ab, sein Herz gehört durchaus dem heldenhaften König, und vereinzelte Andeutungen lassen darauf schließen, daß er instinktmäßig diesen ganzen Sagenzyklus des Alten Testaments als eine Parallele zum europäisch-mittelalterlichen Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum um die höchste Macht auffaßt.

Im Mittelpunkt des zweiten der beiden biblischen Epen steht „Rizpa“, die Witwe Sauls, deren Schmerz um den Verlust des Gemahls und der besten Edhne und damit auch ihrer Fürstenmacht ins unerhörte gesteigert wird durch die Hinmordung der letzten männlichen Sprossen aus Sauls Geschlecht, die der Priester

unverföhnlicher Haß durch des von ihnen erhobenen neuen Herrschers Arm schmachvollem Tode geweiht hat. Auch in diesem Epos könnte man sich an eine germanische Heldennutter erinnert fühlen durch die Art, wie Fehrs diese Frau übermenschliches Leid mit fast übermenschlicher Kraft tragen, wie er sie bei der Totenwacht an den Galgen der sieben Gehenkten zu monumentaler Größe aufwachsen läßt. Und es ist bezeichnend genug, daß die bis dahin zwingend festgehaltene Anteilnahme des Lesers völlig versagt mit dem Auftreten des biblisch getreu gezeichneten, in salbungsvollen Worten um Verzeihung flehenden David — zwischen dem heroischen Anfang und dem matten „verföhnenden“ Schluß klafft ein nicht zu überbrückender Abgrund wesensverschiedener Menschenart und Lebensauffassung.

Sprachlich bedeuten diese beiden Stücke sicher den künstlerischen Höhepunkt der Fehrschen Versepiik, in vollrauschenden Akkorden schmiegen sich die Verse den großen Gegenständen an, die sie besingen. Aber auch abgesehen von dem Bruch im Aufbau des zweiten, leiden beide an dem wesentlichen künstlerischen Mangel, daß sie nicht fest in sich selber ruhen, daß der Dichter vielmehr häufig an Vorstellungen anknüpft und auf Tatsachen Bezug nimmt, die er als aus andern Quellen bekannt voraussetzt — das muß bei der angedeuteten Umbiegung des Charakters der aufgegriffenen Stoffe doppelt gefährlich werden, weil der Dichter es so ja nicht in der Hand hat, diese vorher- und nebenherlaufenden Ereignisse dem Leser in der von der schulmäßig überlieferten vielfach abweichenden Beleuchtung zu zeigen, die allein einen widerspruchsfreien klaren Gesamteindruck verbürgen würde.

Mit einer harmlosen Fröhlichkeit nimmt Fehrs vom Gebiet der Versepiik Abschied: „Traum und Rebel“, 1875 entstanden, erzählt mit übermütigem Humor, wie ein härtebeißiger Burgherr von seinem Adelsstolz unsanft genug geheilt wird; neckische Rebellgeister und mannigfache Traumgestalten werden bemüht, um dem Alten die Einwilligung zur Ehe seines Sohnes mit einem Bürger-

mädchen abzurufen. Der anspruchslose Scherz ist bemerkenswert als Probe dafür, wie willig dem Dichter auch leichter Humor und drastische Komik zu Gebote ständen, wenn er sie zu rufen häufiger Neigung verspüren würde. Ungemein leicht fließen ihm die losen Verse aus der Feder, und so wenig psychologische Tiefgründigkeit erstrebt wird, so hübsch weiß er doch auch im spielerischen Getändel Menschen und menschenähnliche Geister anschaulich hinzustellen und die gewünschten Naturstimmungen hervorzuzaubern, wie z. B. in diesen Schlußversen:

Sei gegrüßt in deiner Schöne,
 Sommernacht, du anmutreiche!
 Stern an Stern in stiller Höhe,
 Fern im Westen noch der Schimmer
 Von verkohlter Tageslohe,
 Nacht und Schatten in den Tälern,
 Und die fernen Bergesgipfel
 Ragen hoch wie Riefenhäupter.
 In den Wipfeln träumt der Vogel,
 Falter flattern leis, unhörbar;
 Stille rings, nur fern im Wäldchen
 Bellt der Fuchs, das Rebhuhn locket
 Laut im Kornfeld die Gespielin,
 Nur ein Käfer streicht vorüber,
 Und ein Klang aus Maientagen
 Streift die andachtsvolle Seele —
 Sei gegrüßt in deiner Schöne,
 O du hehre Sommernacht!



Des Dichters Gattin Maria Amalia als Braut

Die Lyrik

Dank, o trauter Gefell!
Dir gleich, will ich fortan
Singen und sagen, was die Brust
Lieblich bewegt und mächtig durchschüttert;
Unbekümmert um Spott oder Beifall
Soll in einsamer Stille
Widertönen mein Saitenspiel
All die Klänge und Melodien,
Die in Wehestunden meine Seele durchheben
Und sie über Welt und Wust
Hoch in selige Höhen erheben.

Fast ein Jahrzehnt nach dem Erscheinen des letzten Bändchens epischer Versdichtungen liegt die erste Veröffentlichung der Fehrschen Lyrik. Daraus darf man nun freilich nicht schließen, daß die Produktion auf dem einen Formgebiet die auf dem andern glatt abgeldst habe; vielmehr schieben die Entstehungszeiten der einzelnen Gedichte sich teils zwischen die der epischen Versdichtungen, teils zwischen die der ersten Prosaerzählungen ein. Sie liegen zur Hauptsache etwa zwischen 1865 und 1885, füllen also ungefähr das 4. und 5. Lebensjahrzehnt des Dichters, von dessen zahlreichen Frühversuchen nur das die Sammlung der hochdeutschen Verse eröffnende Gedicht „Auf der Heide“ der selbstkritischen Vernichtung entronnen ist.

Der größere Teil der Lyrik ist hochdeutsch wie die Versepen. Stofflich umfaßt er das ganze Gebiet menschlichen Empfindens, das in reichem Wechsel der Vers- und Strophenformen zum Ausdruck gebracht wird. Scheinbar mühelos bezwingt der Dichter auch die schwierigsten Versmaße, und peinlichste Sorgfalt in der Einzelausführung erhöht den wohligen Eindruck sauberer Klarheit, der gleichermaßen von Form wie Inhalt ausgeht. Ob die Verse vom Glück und Weh der Liebe singen, ob sie über die schweren Probleme des Daseins grübeln oder die Narrheiten des Lebens geißeln, ob sie heimatliche Naturstimmungen wiedergeben — niemals kommen dem Leser Zweifel an der Echtheit der Empfindung, und was Fehrs im Epos „Krieg und Hütte“ vom Andreas sagen läßt: „blank und rund kam der Gedanke über seine Lippen“, das gilt auch für ihn selbst als Lyriker. Und dennoch wird man bei den meisten hochdeutschen Gedichten nicht recht warm, wird wenigstens nicht in tiefster Seele gepackt. Woran mag das liegen?

Paul Heyse sagt einmal in seinen Jugenderinnerungen: „Der wahrhaft berufene lyrische Dichter, der für die ewigen Gefühle

der Menschenbrust eigene Worte findet, ist so selten wie der schwarze Diamant . . . Neben den wenigen Erwählten aber, die in diesem höchsten Sinne Lyriker zu heißen verdienen, gibt es treffliche Dichter, die als lyrische Künstler ihrem Volke eine Fülle edler dichterischer Gaben beschert haben.“

Das ist es: in seinen hochdeutschen Gedichten hat Fehrs fast nie die ureigenste Ausdrucksform gefunden für die ihn erfüllenden Gefühle und Bilder. Seine hochdeutschen Verse stehen im Banne der lyrischen Kultur seiner Zeit; das echte und ehrliche Gefühl schafft sich nicht in naiver, selbstsicherer Ursprünglichkeit den als organische Notwendigkeit wirkenden eigenwüchsigen Ausdruck, sondern greift unwillkürlich zu den überkommenen Wendungen, Stimmungen, Vorstellungen. Nicht als ob Fehrs im einzelnen diesen oder jenen Lyriker äußerlich nachgeahmt hätte; derartige grobe Abhängigkeit findet sich eigentlich nirgends, ebenso wenig wie ein bloßer Nachempfänger ist Fehrs in seiner Lyrik ein bewußter Nachahmer herrschender Formen. Aber doch auch kein Eigener; in seinen hochdeutschen Versen erklingen nur selten Töne, die sich als neue lyrische Offenbarungen unvergeßlich einprägen, die meisten muten uns an wie Spaziergänge in bekannten Gefilden; sie sind zwar echte Poesie, aber abgeleitete Poesie, die ihre Gefühlsinhalte bereits geformt vorgefunden hat.

Ganz unverkennbar tritt das — um einen Fall besonders herauszugreifen — z. B. beim Zyklus „Mädchenlieder“ zutage, dessen einzelne Stücke in zweifellos echt empfundenen, schlicht-innigen, melodischen Versen das Glück erwachender und das Leid betrogener Liebe malen — welcher Leser würde aber nicht unwillkürlich vor allem an Chamisso erinnert? Ähnlich klingt, teils in einzelnen Wendungen, teils in der Gesamtstimmung, in anderen Gedichten bald stärker, bald schwächer die ganze Bildungs- und Kulturlyrik an, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Literatur wenigstens äußerlich beherrschte. Zu den echten Lyrikern seiner Zeit, wie Uhland und Adike, scheint Fehrs hingegen kein sonderlich nahes Verhältnis gewonnen zu haben; jedenfalls sind

sie auf sein Schaffen ebenso wie sein Landsmann Storm ohne tiefer gehenden formalen Einfluß geblieben. In manchen Balladen, vor allem im „Mittagsgespenst“, fühlt man sich wiederum dann und wann an Annette von Droste-Hülshoff erinnert, auch wohl, z. B. in „Nächtlicher Reigen“, an Bürger; ähnlich gemahnen die freien Rhythmen unwillkürlich an Hölderlin und an Goethe. Damit soll aber, wie schon einmal betont, keineswegs eine kunstverstandesmäßige Nachahmung behauptet werden; es handelt sich immer nur um vermutlich halb oder ganz unbewußte Anklänge — die aber genügen, um ein Gefühl scharf ausgeprägter künstlerischer Eigenart nicht aufkommen zu lassen. Wie sorgsam Fehrs jedoch absichtliche Anlehnung an bewußte Vorbilder vermieden hat, beweist zur Genüge allein schon der Umstand, daß Goethe, in dessen Dichtungen er sich zeitlebens so gern und eindringlich vertieft hat, wohl auf sein ganzes Wesen klärend und erhebend eingewirkt, nie aber ihn zur äußerlichen Nachahmung verführt hat.

Wie Fehrs in seiner hochdeutschen Epik am echtesten dort wirkt, wo er Erinnerungen aus der eigenen Jugend verwertet, so ist auch eins der schönsten Stücke seiner hochdeutschen Lyrik eine solche Herausbeschwörung eines Kindheitsbildes:

Einst

Stübchen sonnenhell, Blumen am Fenster,
 Am braunen Paneel umrahmte Bilder,
 Dielen mit silbernem Sand bestreut.
 Und mitten im Stübchen am Spinnrad
 Sitzt sie und regt den zierlichen Fuß,
 Regt den Finger und zieht den Faden,
 Und mit flugen Mutteraugen
 Blickt sie freundlich
 Hinab auf den spielenden Knaben.
 Dann schnurrt das Rad,
 Es surrt das Käpchen am Ofen,
 Leis klingt die Wanduhr mit Glockenlaut,

Und darein ergießt sich wie ferne Musik
 Die sanfte Rede der Mutter.
 Und andachtsvoll, selig lächelnd,
 Lauscht das Köpfchen,
 Und fromm, ein neuerblüht Waldehrenpreis,
 Tief blau,
 Träumt das große Kinderauge
 Die Mutter an.
 Da ruhen Fuß und Hand —
 Zwei Arme, warm und sammetweich,
 Umschließen den Knaben,
 Und Kuß und Träne
 Feuchten sein Kinderantlig —
 O du gesegnetes Kind im Sonnenschein!

Hier ist ein geschlossener Lebensausschnitt mit stimmungsfähiger
 Kunst wiedergegeben. Ähnlich eindringliche, anheimelnde Stim-
 mung verbreitet das kleine Gedicht „Die junge Frau“, worin das
 stille Glück junger Ehe schlichter, wennschon nicht ganz so eigenen
 Ausdruck findet. Auch z. B. in den beiden Liedchen „Schön Else“
 und „Schön Else am Fenster“, aus denen uns ein schelmischer
 und doch schon nachdenklich-verträumter Dackfisch entgegenlacht,
 oder in „Zentifolie“, woraus uns ein verblühtes Mädchen trau-
 rig anblickt, erhebt Fehrs sich über das Konventionelle der meisten
 Mädchenlieder. Tiefstes Leid betrogener Liebe teilt sich dem Leser
 eindringlich mit in dem elementarsten Gedicht, das Fehrs in hoch-
 deutscher Sprache gelungen ist:

Der Wanderer

Hart ist der Winter, es eist und schneit,
 Kalt ist das Dorf, das ich meide;
 Wandere stumm und wandere weit,
 Neben mir schreitet das Herzeleid
 Über die starre Heide.

Waldwärts eilet die Rabenschar,
Goldhammer hockt in den Eiben —
Sonniges Heim, das mein einst war!
Bonniges Kind mit dem lichtblonden Haar
hinter den blanken Scheiben!

Schwarz der Flieder in Dolben stand —
Kam ein Gimpel gezogen,
Pfiß so lieblich am Gartenrand,
Und als winkte die kleine Hand,
Ist er hinein geflogen.

Hart ist der Winter, es eist und schneit,
Kalt ist das Dorf, das ich meide;
Wandere stumm und wandere weit,
Neben mir schreitet das Herzeleid
Über die starre Heide.

Hier hat das alle anderen verdrängende eine Gefühl dumpfer Verzweiflung so wuchtigen, packenden Ausdruck gefunden, hier offenbart sich eine solche Kraft der Veranschaulichung, daß man diesen Versen wohl unvergängliche Dauer voraussagen darf.

Vom Gebiet der eigentlichen Lyrik haben wir uns damit schon dem der Ballade genähert, auf dem Fehrs sich verschiedentlich versucht hat. Während in den meisten dieser Stücke die erforderliche Konzentration auf das Wesentliche nicht erreicht ist, darf „Kathrin“ und „Nächtlicher Reigen“, vielleicht auch „Der Schatten“, wohl als voll gelungen angesprochen werden, trotz des Mangels letzter Originalität. Die vermißt man schließlich ebenfalls bei den mannigfachen hymnischen und dithyrambischen Dichtungen wie dem Lied „An die Nacht“, der „Götterdämmerung“ dem „Gesang der Wogen“, so unumwundene Anerkennung die darin offenbarte Phantasie- und Stimmungskraft auch beanspruchen darf. Im Gesamtbild des Dichters erhalten sie ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung aber schon als Zeugnisse dafür, daß Fehrs keineswegs, wie Unkenntnis wohl behauptet hat, aus

der Not eine Tugend machte, wenn er sich in seinem späteren Schaffen bewußt auf die äußerliche Enge seiner Heimat beschränkte: hier sieht auch der Gedankenloseste, daß ihm die tiefsten Weltprobleme nicht fremd sind und daß er sich auch wohl getrauen durfte, sie in kühnen Gedankendichtungen anzupacken. Das Bild des Menschen Jehrs wird weiter ergänzt durch mancherlei kräftige Spruchdichtung — die zum Teil den einzelnen Abschnitten dieses Buches vorangestellt ist — und durch satirische Gedichte, die vielfach glücklichen Humors voll sind, wovon ein Stück aus der „Göttlichen Minne“ als Probe dienen möge:

Heiliger Antonius!

In Stunden höchster Verzückung

Nahten sich dir Dämonen des Abgrunds;

Du hast gerungen und hast sie bezwungen,

In den Orkus gestürzt die Sippe des Satans:

Wäre dir aber erschienen

In wohliger Rundung ein deutscher Philister —

Heiliger Antonius!

Auf ungesatteltem Kamel und in rasendem Rennen

Wärst du entflohn

Bis in den äußersten Winkel der libyschen Wüste.

Nach derartigen burschikosen Herzhaftigkeiten kehrt man dann um so empfänglicher zu den innigen Versen zurück, in denen Jehrs allgemein menschliche Empfindungen schlicht und doch wunderbar ergreifend ausgesprochen hat. Man weiß jetzt, es ist kein weltflüchtiger, ruhesüchtiger Schwächling, es ist ein ganzer Mann, dem alle Bitternisse des Lebenskampfes nicht erspart geblieben sind, aber doch im Grunde nichts anhaben konnten, der deshalb wohl auch einmal bitten und beten darf:

Mü d e

Der Abendtau sinkt kühl hernieder,

Versöhnend blickt der Sterne Schein,

Und alle tagesmüden Lieder

Entschlummern sanft nach Lust und Pein.
O hauch, du stillverklärte Nacht,
Wir Frieden, Frieden in die Seele!
In Sorg' und Arbeit, Schuld und Fehle
Hat sich mein Herz so wund gemacht.

Wir glaubten zu erkennen: wenn Fehrs in seiner hochdeutschen Lyrik nur ganz vereinzelt die volle Einheit von innerer Anschauung und ursprünglich eigenartigem Ausdruck erreichte, so liegt das daran, daß sich ihm zwischen die dichterische Konzeption und die künstlerische Ausformung gar zu oft unwillkürliche Erinnerung an literarische Vorgänger einschlich. Die mittelbare Gegenprobe für diese Auffassung ergibt die Betrachtung seiner plattdeutschen Lyrik. Hier hatte er nur ein überragendes Vorbild, das seiner künstlerischen Selbständigkeit hätte gefährlich werden können: Klaus Groth. Diese Gefahr aber lag so nahe, daß er sie nicht übersehen und ihr daher auch leichter ausweichen konnte.

Oder vielleicht war sie überhaupt gar nicht so groß, wie man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist? Der Abhängigkeit von hochdeutschen Dichtern verfiel Fehrs deshalb verhältnismäßig leicht und oft, weil er, das holsteinische Dorfkind, das Hochdeutsche sozusagen als Fremdsprache gelernt hatte, gelernt nicht zum geringsten Teil eben an den Werken jener Literatur. Das Plattdeutsche hingegen war ihm der natürliche, fast möchte man sagen: der angeborene Ausdruck seiner Gefühle und Gedanken; ihre Worte und Bilder standen ihm von Kindesbeinen an zur Verfügung, jedes einzelne gesättigt mit lebendigster Anschauung; um sich ihrer zu bedienen, bedurfte es für ihn keiner irgendwie gearteten literarischen Vermittlung wie beim Hochdeutschen. Hier brauchte er nicht erst um den Ausdruck zu ringen, nach ihm zu suchen, ihn zu wägen und zu überprüfen, hier wurde mit dem Gefühl zugleich das Wort dafür geboren — „hier ist es wie Kinderfüße, die springen und nach keiner Rechenchaft fragen, daß und wie sie einmal das Laufen erlernt haben“, sagt treffend Iven Kruse.

Was diese unmittelbare Vertrautheit mit dem Ausdrucksmittel seiner Kunst für den Dichter bedeutet, erhellt besser als aus langatmigen theoretischen Erörterungen aus der einfachen Gegenüberstellung eines hochdeutschen und eines plattdeutschen Gedichts verwandten Inhalts. Zu den schönsten hochdeutschen Stimmungsbildern von Fehrs gehört zweifellos dieses:

Herbst

Die Blätter welken und falben
Und kühle Lüfte gehn,
Und Störche ziehn und Schwalben,
Die Blätter welken und falben
Und werden bald verwehn.

Ist wohl ein Abendläuten,
Das fern herüber klingt —
Was mag der Klang bedeuten?
Ist wohl ein Abendläuten,
Das durch die Seele dringt.

Hier sind Inhalt und Form restlos in Eins verschmolzen, die Herbststimmung kommt voll und rein heraus und greift von der Natur zwingend ins Seelische über. Denselben Vorwurf hat Fehrs nun auch in plattdeutscher Sprache gestaltet, und zwar zufällig in genau entsprechender Versform:

Harvst

De Bageln fleegt na't Süden
De Blomen slapt all in.
Wat schall denn dat bedüden?
De Bageln fleegt na't Süden —
Lütt Swolf, wo wullt du hin?

An'n Mælnidil nült in Regen
Slaprig de Wichelnbom;
Kahl is 't nu allerweggen —
De Wichel nült in Regen
Un hett en swaren Drom.

Ich glaube, niemand wird im Zweifel darüber sein, welchem der beiden Gedichte die klarere Anschaulichkeit, die größere Unmittelbarkeit, die stärkere Eigenart innewohnt.

Dabei ist gerade dies kleine Lied „Harst“ vielleicht das einzige, dem man eine gewisse Verwandtschaft mit Klaus Groths Lyrik nachsagen könnte, während Fehrs sich sonst von jeglicher Anlehnung an seinen großen Vorgänger auf diesem Gebiet völlig frei hält. In überzeugender Weise hat Christian Voel in seiner zum 70. Geburtstag des Dichters veröffentlichten kleinen Schrift über Johann Hinrich Fehrs — worin er als Erster dessen Stellung im deutschen Schrifttum im Zusammenhang und grundsätzlich festzulegen suchte und dabei in allem Wesentlichen zu denselben Ergebnissen gelangte wie ich in meiner ungefähr gleichzeitig im Literaturblatt „Eckart“ veröffentlichten, ohne Wissen um Voel's Arbeit geschriebenen, ebenfalls ziemlich eingehenden Würdigung des Fehrs'schen Schaffens — die so ganz verschiedene Wesensart der beiden plattdeutschen Lyriker veranschaulicht durch einen feinsinnig durchgeführten Vergleich zweier stofflich verwandter Gedichte. Er nimmt dazu von Klaus Groth:

Dat Moor

De Boren bewegt sik op und dal,
As gunst du langs en bden Dahl,
Dat Water schülpert inne Graff,
De Grasnarv bewert op un af;
Dat geit hendal, dat geit tohdch
So lifen as en Kinnerveeg.

Dat Moor is brun, de Heid is brun,
Dat Bullgras schint so witt as Dun,
So weel as Sid, so rein as Snee:
Den hadbar reekt dat bet ant Knee.

Hier hüppt de Voel int Keth hentlant,
Und singt uns Abends sin Gesank;
De Wof de bru't, de Wachtel rdoppt,
De ganze Welt ist still un sldppt.

Du hirst din Schritt ni, wenn du geist,
Du hirst de Mischen, wenn du steist,
Dat leyt un weyt int ganze Feld,
As weer 't bi Nacht en anner Welt.

Denn ward dat Moor so wit un grot,
Denn ward de Minsch so lutt to Mot;
Wull weet, wa lang he daer de Heid
Noch frisch un kräftig geit!

und stellt dem von Johann Hinrich Fehrs gegenüber:

De Heiloh

Wi't Hünengraff dar is dat schdn!
Dar wokert de Kratt so düstergrdn,
Dar schient die Bram so gel as Gold,
Dar lacht de Kdnigsblom so stolt
In Moß und Heid,
Wenn de Sommerdag æwer de Heiloh geit.

Denn brust de Vek un ruscht dat Reet,
Geldschken singt dat ole Leed,
De Heidlerch trällert, de Kuckuck röppt,
Eerdbper liggt an de Sünne un slöppt
In Moß un Heid,
Wenn de Sommerdag æwer de Heiloh geit.

Un bldmt sik de Hæben mit Maan un Steern,
Denn schriggt de Uhl ut wide Feern,
Un nerrn in'n Dämpel geit wat um,
Dat stæhnt un süfzt un bieftert rum
In Moor un Heid,
Wenn de Sommernacht æwer de Heiloh geit.

Un haben op't Graff dar wiest mit 'e Hand
En olen Kdnig in't wide Land,
Sin Haar is so witt as Bldt op 'n Doorn,
He draut na't Slden, he winkt na't Noorn,

Æwer Moor un Heid,
Wenn de Sommernacht æwer de Heiloh geit.

He sðcht sin Stadt, sin Borg un Palast —
Dat 's all tobraken as Schdren un Glas,
Verstaben sin Volk, begraben sin Kind,
Sin Lustgaarn liggt wdst — nu klagt de Wind
Ddr Moor un Heid,
Wenn de Sommernacht æwer de Heiloh geit.

Und dochen: stigt de Sûnn æwer't Holt,
Denn glinstert dat Feld in Parlen un Gold,
Denn blinkert un bldht dat wid un sid,
Un de Wageln singt von de ole Lid —
D schdn is de Heid,
Wenn de Sommerdag æwer de Heiloh geit!

Dazu bemerkt Voeck nun: „In beiden soll ein Stück charakteristischer Landschaft lebendig gemacht werden, und zwar wird beide Male zuerst ihr Tagleben und dann ihr Nachleben geschildert. Wenn man Groths Gedicht analysiert, findet man fast nichts als eine Aufzählung dessen, was ist, was man sieht und hrdt im Moor; nur zuletzt kommt ein persönliches Gefühl zum Ausdruck. Aber wenn man sich in das Gedicht hineinversenkt, dann hrdt man schon aus dem ersten Teil einen leisen Unterton heraus, der angeschlagen wird durch ein paar einfache Vergleiche, die der Dichter in die scheinbar trockene Aufzählung hineingeflochten hat, bis dieser Unterton dann in den Schlusszeilen voll und mächtig zum Durchbruch kommt. Nun ist uns das Moor ein Erlebnis geworden, von einer starken Stimmung durchweht. Und wie einfach sind die Mittel, durch die der Dichter das erreicht hat, einfacher können sie schlechterdings nicht sein. Ganz anders Fehrs. Auch er versteht es, die Heide lebendig zu machen. Wir erleben, wie sie im Sommertag glänzt, und wir lassen das Unheimliche und Traurige auf uns wirken, das sich zunächst unter dem Glanze verbirgt, aber doch aus ihm herausdämmert: das alles erleben wir. Aber

es sind weit mehr Mittel aufgewandt, um dies zu erreichen: ein komplizierteres Versmaß mit refrainartiger Wiederkehr der beiden letzten Strophenzeilen und eine Symbolisierung des Eindrucks, den die Heide zur Nachtzeit macht, in der Gestalt des aus seinem Jahrhundertgrabe erstandenen Königs. Fehrs wendet überhaupt solche künstlerische Mittel mehr an als Groth, wie er z. B. in der Regel auch schwierigere Versmaße hat. Gerade in den beiden verglichenen Gedichten tritt der Gegensatz zu Tage. Bei Groth wenige Züge, das Ganze groß und wuchtig herausgehauen, bei Fehrs fein ziselirte Arbeit. Bei Groth eine große feste Linie, die alles beherrscht; bei Fehrs bildet sich die leitende Linie aus einer Menge von Einzelheiten. Darum hat Groth auch die wuchtigen Stimmungen, die sich dem Leser so mächtig aufdrängen; die Wucht solcher überwältigender Stimmungen ist bei Fehrs seltener. Wer daher der größere Lyriker ist im engeren Sinne des Wortes, das braucht nicht erst gesagt zu werden. Bei Groth überwiegt demzufolge auch, auf die Menge gesehen, das Reinlyrische, bei Fehrs findet es sich seltener.“

Und noch einmal vergleicht Boeck je ein Grothsches und ein Fehrsches Gedicht, um zu voller Klarheit über die besondere Eigenart der beiden zu kommen: „Bekannt und berühmt ist das Tierstück von Groth „Anten int Water“. Da ist das Eigentümliche dieser Tiere so köstlich wiedergegeben, ihre Existenz sozusagen menschlich näher gebracht, daß dieses Gedicht sicher eins der besten seiner Gattung ist. Fehrs hat auch ein Tieridyll geschaffen, das dritte Stück von „Hans Kasper un Trina“. Da tritt eine Hühnergesellschaft auf, freilich nicht zum Selbstzweck, da das Stück den Teil eines größeren Ganzen ausmacht und von ihm bis zu einem gewissen Grade Inhalt und Stimmung empfängt; doch auch so erscheinen die Tiere in dichterischer Leiblichkeit und Wirklichkeit. Aber das ist nun der Unterschied gegen Groth, daß die Tiere hier einzeln hervortreten: der herrschende Hahn, der Junker Schreihals, die alte vernünftige Kluckhenne und das köstlichste Glied dieser Familie, „de stuwsteerte Hehn“, die die dem Hühner-

geschlecht nachgesagte Dummheit in glorioser Weise rettet. Sie alle sind, jedes für sich, nach Alter und Geschlecht dargestellt. Bei Groth dagegen erscheint das Entenvolk als Ganzes und wird in seiner Gattung geschildert. Und hier haben wir den fundamentalen Unterschied zwischen Groth und Fehrs: Fehrs individualisiert, Groth sieht das Allgemeine an den Dingen und hebt sie typisch ins Allgemeine; darum ist Fehrs ein Meister der Charakteristik, Groth der Stimmung. Fehrs' Bedeutung liegt deswegen auf epischem und lyrisch-epischem, Groths auf rein-lyrischem Gebiet, weswegen er auch in seinen Erzählungen nur lyrisch wirkt." Bei der allerunmittelbarsten Bodenständigkeit, die beide Dichter auszeichnet, ist es wohl kein zu großes Wagnis, wenn Voeck diesen Wesensunterschied ihrer Kunst auf den grundverschiedenen Charakter der Landschaften zurückführt, denen sie entstammen: „Groths Heimat liegt am Rande der Marsch, die in ihrer großen Eindringlichkeit die Unterschiede aufhebt und allem eine einheitliche Stimmung gibt. Fehrs ist auf der Geest geboren, wo Knick und Busch, Gehölz und Felder, Koppeln und Wiesen ein buntes wechselvolles Bild schaffen und Mannigfaltigkeit und charakteristische Unterschiede hervorrufen.“

So ist Fehrs als plattdeutscher Lyriker in der Grundrichtung seines Schaffens wie in der künstlerischen Formgebung, im Sehen wie im Gestalten auch von Groth durchaus verschieden, völlig ein Eigener; und ein so bedeutender Eigener, daß unter den drei Duzend plattdeutscher Gedichte eine verhältnismäßig große Anzahl zu jenen lyrischen Schöpfungen gehört, die in ihrer Art vollendet, unübertrefflich sind. Dazu ist ohne weiteres das vorhin wiedergegebene Naturbild „De Heiloh“ mit seiner ungemein eindringlichen Stimmungsmalerei zu rechnen, ebenso der schon erwähnte Zyklus „Hans Kasper und Trina“ und darin wieder besonders das vierte Gedicht „Achter Eken verstęken“, diese schalkhaft-jubelnde Ausprägung überströmenden Eheglücks, das ein gedämpfteres Gegenstück findet in dem befehligen „Maigrdn“,

dessen schlichte Innigkeit in „Sommerglück“ und „Lengen“ weiterklingt. Eine der schönsten Perlen deutscher Lyrik überhaupt ist zweifellos:

Verlaten

Marielen, wat wulst du
Dar buten in'n Gaarn?
All de lütten Maiblom
Sünd krank un verfrarn.

Marielen, wat schuulst du
Lank de stille Strat?
Soldaten sünd Bagels,
Se kamt un se gat.

Marielen, wat horkst du
In de wide Feern?
Achter 't Holt blast de Trumpett:
Abüs, min lütt Deern!

Marielen, wat weenst du
In Schdret un in Dol?
Soldaten mäet wannern,
Un er Hart wannert of.

Marielen, wat sdst du
Noch buten in Gaarn?
All de lütten Maiblom
Sünd krank un verfrarn.

— es ist in der That nicht zu viel gesagt, wenn Hans Franck meinte, diese Strophen dürften sich unbedenklich neben Wdriles berühmtes „Früh, wenn die Hähne krähn“ stellen. In seiner plattdeutschen Muttersprache ist auch Fehrs' Ringen um die Balade wenigstens einmal mit einem vollen Erfolg gekrönt worden: kein Geringerer als Klaus Groth selbst hat „Rike“ freudig begrüßt als „eins der schönsten Gedichte, die die plattdeutsche Poesie geliefert hat“; eine schier beklemmende Stimmung geht

von der mit so schlichten Mitteln veranschaulichten, scheinbar lachenden Landschaft aus, ergreifend packt die Tragik des frühen Todes des eben in blühender Jugendschönheit vorgeführten Mädchens den so vorbereiteten Leser. Wie ungemein suggestiv Fehrs in seiner plattdeutschen Lyrik zu wirken vermag, zeigt auch noch ein anderes Gedicht: „En Drom“, worin die visionäre Traumstimmung mit ihrer herzbeleckenden, gliederlähmenden Angst bis zum schwermütigen Ausklang sicher festgehalten ist — vergleicht man hiermit ein ähnliches hochdeutsches Gedicht „Um Mitternacht“, so wird wieder einmal klar, wieviel unmittelbarer und zwingender als in der Schriftsprache Fehrs in seiner Mundart selbst derartige keineswegs einfache Stoffe meistert. Ebenso unwiderstehlich aber reißt er den Leser mit, wenn er ihn mit ausgelassener, harmloser Fröhlichkeit erfüllen will wie in seinem köstlichen:

Danzleed

Kuckuck un Rivitt
 Reisen na't Noorn,
 Een blas de Trumpett,
 De anner dat Hoorn.

Un as se blasen,
 Danzen de Fisch,
 Danzen de Hasen
 In Koppel un Wisch.

Sneewitte Wolken
 Seiln æwer't Feld,
 Lerchen un Swolken
 Begröden de Welt.

Hegger und Heister
 Schracheln in't Holt,
 Habbar de Meister
 Klapper so stolt.

Achter de Wicheln,
Blang bi de Poort,
Luscheln und sicheln
Hanns Hinnerk un Dorth.

Wat se bespraken
Heemlich un sach —
Wichtige Saken! —
Keem allns an'n Dag.

Un bi dat Brutbeer
Sungen de Gærn,
Wenn at leed ut weer,
Denn gung dat von vdrn:

Kuckuck un Kiwitt
Reisen na't Noorn,
En blas de Trumpett,
De anner dat Hoorn.

— wie klingt und singt, wie schwingt und springt hier alles! Viel leicht noch höhere Bewunderung aber erheischt das andere Kinder-
gedicht „Klähnsack in Schummern“, in dem gemütvoller
Humor und kindliche Phantastik ganz einzig zu anheimelnder An-
schaulichkeit verwoben sind. Oder man vergleiche die früher er-
wähnte hochdeutsche Spruch- und Scherzdichtung mit der platt-
deutschen, so wird sofort wieder die weit unmittelbarere Gegen-
ständlichkeit der Mundart offenbar: welch scharf umrissener Cha-
rakterkopf blickt einem nicht aus den drei Zeilen von „Krätig“
entgegen, wie lässlich ist der gemüthliche Dummler in „Dun“ ge-
zeichnet, wie sprüht bäuerliche Neclust aus „Mügg di sehn!“ und
„Sünneern KLAS“! Fehrs bringt eben die ganze Vielseitigkeit seiner
plattdeutschen Stammesprache zur Geltung, die auch im Scherz
keineswegs in plumpe Derbheiten zu verfallen braucht. Am mäch-
tigsten freilich packt sie uns doch da ans Herz, wo sie den tiefen
schweremüthigen Ernst des Niederdeutschen so schlicht-ergreifend
offenbart wie in den Altersversen des Dichters, mit denen seine

plattdeutsche Lyrik volltönend wie feierliche Orgelweise ausklingt:

Oktober

Dor kommt de Herbst mit Nacht,
He schient un winkt un lacht,
Sin Mantel gel un kopperrot,
En bunte Dē' liggt to sin Fot —
Wo prächtig steit he dar,
En Kdnig ganz und gar!

Keen schräkelt nu so trag
Dde Heid un Holt un Hag?
Sin Dg is holl, sin Aten kold,
Un süht he an den stolten Wohld —
Wat fallt de Bagels in?
Wo wülst de Blæder hin?

Lo't Leben hdt de Dod,
So will 't de leewe Gott.
Wi sünd as Blæder op en Bom,
Dat Leben is en Sommerdrom
Voll Nabels bet to Enn,
Voll Nabels bet to Enn.



Des Dichters Eltern Drechs und Anna Behrs

Die Erzählungen

**Schau mit scharfem Auge um dich
Und ins eigene Herz hinein:
Hast du klare Ein- und Umsicht,
Wird die Aussicht günstig sein.**

Um die Mitte der Jahre, die seine uns erhaltene Lyrik zeitigten, unmittelbar nach Vollendung der letzten epischen Versdichtungen, versuchte Johann Hinrich Fehrs sich zum erstenmal auf dem Gebiet, wo er nicht Einer neben Andern bleiben, wo er es zur unbestrittenen, vor ihm nicht erreichten Meisterschaft bringen sollte: 1878 erschien seine im Jahre vorher geschriebene Prosaerzählung „Lüttj Hinnerk / En plattdütsche Geschicht“. Und gleich dieser erste Versuch bedeutet ein in seiner Art vollkommenes Gelingen.

Dreit und behaglich setzt die Erzählung mit der Schilderung einer ungewöhnlichen Werbung ein: die verwitwete Bäuerin Gretjn Gripp sucht und gewinnt sich den Knecht Klas Wdler zum Gatten. Der Leser erwartet danach zunächst wohl eine Darstellung der Entwicklung dieser Ehe zwischen der seit mehreren Jahren an Selbständigkeit gewöhnten Frau, die nach dem Ausspruch eines Dorfgenossen „hellisch hart in't Mul is“, und ihrem zweiten Mann, der sich die Gleichberechtigung neben den „geborenen“ Bauern noch erobern soll. Aber allmählich tritt Gretjns Sohn aus erster Ehe immer in den Vordergrund, bis schließlich sein Schicksal das eigentliche Thema der Erzählung wird und bleibt. Das Schicksal eines von der Natur stiefmütterlich behandelten Jungen, den körperliche Zurückgebliebenheit zur Ausfüllung eines vollwertigen Berufes untauglich macht. „He weer man en lütten Stackel, de arm Jung, un seeg mit veertein Jahr ut as anner Lüd Kinner mit acht, darbi en old Gesicht mit hellgriese Farv un sine Fohn“. Die kommen von der grausam klaren Erkenntnis seiner Lage: „Em brumm dat ümmer in de Dhrn, wat de Paster mal halv lud to Perseptter seggt harr: schad weer 't, dat he ni wassen wull, he kunn sünst allens warn.“ Was nützt es ihm, daß er es durch heimliche Übungen im Schwimmen, Reiten, Schlittschuhlaufen und andern Knabenkünsten zu großer Fertigkeit gebracht hat? Er wird von den andern doch nicht für voll angesehen. Trotz

all ihrer Liebe auch von seiner Mutter nicht, die nach seinem Gefühl niemals zu einer zweiten Ehe geschritten wäre, wenn er ihr die Gewähr für eine künftige kräftige männliche Leitung des väterlichen Anwesens gegeben hätte. Daher bedeutet für Hinnerk diese Heirat die Besiegelung seiner Untüchtigkeit, bedeutet sie vollends, als er einen gesunden Stiefbruder bekommt, und seine Verbitterung wächst noch durch die in Knabenhaftem Trotz genährte Vorstellung, er vergebe sich etwas, wenn er, der Bauernsohn, den ehemaligen Knecht Vater nennen muß. So drängt es ihn aus dem Vaterhause fort, dessen neue Verhältnisse ihn eine fortwährende Demütigung dünken, und schließlich willfahren Mutter und Stiefvater seinem Wunsch, ihn nach der Konfirmation zum Müller Dierks, dem Freunde seines verstorbenen Vaters, ziehen zu lassen. Dort auf der Mühle verlebt er ein paar glückliche Jahre, der Müller und seine Frau halten ihn wie ein Kind des Hauses und er ist stolz, sich in vielerlei Weise so nützlich machen zu können, daß „Hans-Dhm“ ihn wohl im Scherz seinen kleinen Inspektor nennt; das Schönste aber ist ihm das Zusammenleben mit ihrer Tochter Emma, die alle ihre Freuden und kleinen Schmerzen mit dem Gleichaltrigen teilt. Aber wenn er auch einige Zoll gewachsen ist, so bleibt er äußerlich doch ein Kind, und so selten er im Müllerhause an sein körperliches Mißgeschick erinnert wird, bei der Aushebung, zu der er mit den Altersgenossen der Gegend nach der nahen Stadt muß, kennt gedankenlose Plumpheit keine zarte Rücksichtnahme. Die schweren Demütigungen, denen sein etwas Knabenhaft angeschwollenes Selbstbewußtsein hier ausgesetzt ist, werden noch verstärkt durch Emmas naives Geständnis ihrer mädchenhaften Zuneigung zum großen kräftigen Hans Rickels, das ihn über die Art seiner nicht mehr nur geschwisterlichen Gefühle für das hübsche Mädchen völlig aufklärt. Ein schweres Fieber fesselt ihn ans Bett und besorgt deutet der Arzt den bedenklichen Zustand seiner Lunge an. Aber noch einmal rafft er sich auf, von tödlichen Hoffnungen gesteuert: er will am Ringreiterfest teilnehmen, will Rdnig werden und Emma als Rdnigin

zur Seite haben. Und es scheint ihm zu gelingen: er gewinnt den Preis vor allen andern jungen Leuten, sie den auf der Mädchen-
seite — aber im Augenblick des höchsten Triumphes erlebt er die bitterste Demütigung: einige der unterlegenen Kameraden unter Führung des enttäuschten Hans Rickels lassen in roher Weise ihre überlegene Kraft an ihm aus. In Wut und Scham stürzt er davon, und würde ein Blutsturz ihn nicht zu Boden, so würde er seinem Leben wohl selbst ein Ende machen. Seine Lage sind freilich auch so gezählt; von diesem zweiten Krankenlager erholt er sich nicht wieder. Aber bevor er gefaßt und stillzufrieden das Ende erwartet, enthüllt er, der nun Wunschlose, dem Mädchen seine geheimsten Träume, und heißes Mitleid herzlicher Freundschaft gewährt ihm, was er als Anfang der Erfüllung seiner Liebe erhofft hatte.

Mit sicherer Kunst ist diese psychologische Entwicklung gezeichnet, der „Stachelsjung“ wird zur individuell lebendigen Gestalt, deren unabwendbar trauriges Geschick den Leser tief ergreift; nur selten streift der Dichter leise die bei solchem Stoff nur schwer zu umschiffenden Klippen der Sentimentalität. Und wie an der Gestalt des Lütj Hinnek selbst, so erweist Fehrs auch an einer stattlichen Reihe von Nebenfiguren schon in dieser Erstlingsnovelle seine Charakterisierungskunst: Mutter und Stiefvater des Jungen, die Bauernburschen bei der Aushebung und beim Ringreiten, der Knecht Hans-Jochen, die alte einaugige Abel werden voll lebendig, ja letztere beiden treten vielleicht im Verhältnis zu ihrer Bedeutung für den Verlauf der Handlung sogar zu stark heraus. Der Hochzeitszug von Gretjn Gripp und Klas Müller, die Vorgänge bei der Aushebung, die Schilderung des Ringreiterfestes legen zugleich Zeugnis ab von ungewöhnlichem Geschick für die Bergenschaulichung bunt bewegter Massenszenen. Köstlich humorvolle, schlagende Vergleiche — „Du rittst so dat Mul apen, dat man dat 'n hirschleddern Bux in spöln kunn!“ heißt es einmal von einer laut lachenden Person — und eigenartige Bilder zeigen auch stilistisch, daß Fehrs nicht nach papiernen Vorbildern schafft,

sondern aus eigenster Anschauung schöpft. Der technische Aufbau der ziemlich umfangreichen Erzählung ist ebenfalls — bis auf einige schon angedeutete leicht störende Breiten im episodischen Aufpuß — von da an vorzüglich, wo sie sich, nach dem Falllassen der anfänglich angeschlagenen Motive, endgültig ihrem eigentlichen Thema zuwendet.

Kein Zweifel: mit „Lüttj Hinnerk“ hatte Fehrs das Gebiet gefunden, auf dem seine eigentliche, seine besondere Begabung lag. Das hat er auch wohl selbst gefühlt, denn auf diesem Gebiet hat er hinfort — daß seine einzige Lyrikammlung zum Teil später entstanden ist, wurde schon gesagt — fast ausschließlich weiter geschaffen. Und dabei gewann seine Erzählungskunst denn auch allmählich in immer stärkerem Maße das, was dieser ersten Probe noch abgeht: tieferen Ideengehalt und allgemein menschliche Bedeutung über das jeweilig vorgetragene Einzelschicksal hinaus.

In drei Erzählungsbänden, die in ziemlich langen Zwischenräumen erschienen, hat Fehrs dies sein weiteres novellistisches Schaffen vorgelegt. Ganz unverkennbar zeigt die lange Reihe der darin beschlossenen dichterischen Gaben im allgemeinen ein ständiges Anwachsen der Gestaltungskraft des Verfassers. Aber die künstlerische Entwicklung ist doch nicht so gradlinig, daß man nun immer von Arbeit zu Arbeit einen deutlichen Fortschritt feststellen könnte. Sie ist es um so weniger, als Fehrs nicht auf einem einzigen Weg zur Höhe geschritten, vielmehr verschiedene Pfade gewandelt ist, auf denen er mit veränderten Stilmitteln unterschiedliche Ziele verfolgt und so denn auch in mehreren Abarten der erzählenden Kunst Gipfelpunkte erreicht hat. Deshalb ist auch bei Anordnung seiner Dichtungen in der Gesamtausgabe die Zeitfolge der Entstehung der einzelnen Arbeiten nicht slavisch innegehalten, vielmehr sind diese nach Stil und Inhalt zu natürlichen Gruppen vereinigt, in die auch die noch nicht in Einzelausgaben enthaltenen neueren Prosadichtungen eingereiht wurden. Dieser nur im großen und ganzen chronologischen Anordnung der Ge-

samtausgabe soll auch die vorliegende Würdigung der Novellen folgen, da sich so am leichtesten ein Gesamtbild des Dichters ergibt. Eine am Schluß des Bandes angehängte Labelle legt aber genaue Rechenschaft ab über Entstehung und erste Buchveröffentlichung aller Werke, so daß dem streng literarhistorisch interessierten Leser auch sein Recht wird. —

Aus seinem eigenen Leben ist Johann Hinrich Fehrs seine Dichtung erwachsen; in die Fülle der Anschauungen, die ihm seine als echtes Dorfkind verlebte Jugend vermittelte und die der nie unterbrochene Zusammenhang mit der Heimat ständig neu auffrischte, greift er hinein, wenn er diese Welt, die er so genau kennt wie kein anderer, in erstaunlich treuen Bildern vor uns hinstellt. So sehr ist er aber unwillkürlicher, unmittelbarer Künstler, daß ihm selbst dort, wo er eigentlich nur eigene Jugenderinnerungen wiedergeben will, unter der formsicheren Hand doch kleine geschlossene Kunstwerke entstehen; denn auch in diesen autobiographischen Skizzen stellt er sich, den Knaben und Jüngling, immer in den größeren Zusammenhang der Dorfgemeinschaft, die so in stets neuen Ausschnitten veranschaulicht wird. Beweise dessen sind die kleinen Bilder „Kohharder“, „Nicht to Mark“, „En Winter in Stärkamp“, „Glück“; lauter anspruchlose Schilderungen, und doch: welcher Stimmungsduft liegt über ihnen, wie führen sie in Denk- und Lebensart der Holstenbauern ein! Im erstgenannten Stück kommt prächtig die auf ländlichen Aberglauben aufgebaute Neaklust des dörflichen Spaßmachers zum Ausdruck, wenn der Schuster den Hütungen verleitet, die Widerspenstigkeit des ihm anvertrauten Viehs durch ein närrisches „Sympthiemittel“ zu vertreiben; im zweiten der Arbeitern des Bauern, der anstelle der städtischen Weisheit, man müsse die Feste feiern, wie sie fallen, die salomonische Erkenntnis befolgt, daß alles seine Zeit hat; in der vierten die selbstsichere Zufriedenheit, wie sie eheliche Arbeit und ein reines Gewissen verleiht und ein darum nicht mit dem Millionär tauschen möchte, der „in der

Woche sieben Sonntage oder, bei Licht besehen, gar keinen“ hat; während die umfangreichste dritte Skizze den Leser durch die Augen des jungen Lehrers die ganze Einwohnerschaft eines kleinen armliehen Dorfes kennen lehrt und die Runen aufzeigt, die ihr in engen karglichen Verhältnissen erlebtes Geschick in die Seelen dieser Menschen gezeichnet hat.

Zwei dieser Skizzen, die erste und die dritte, gehören nun zwar der Spätzeit des Dichters an, wo er seine Formsicherheit bereits durch die Bewältigung größerer Stoffe längst unwiderleglich erwiesen hatte. Aber im ersten Band „Allerhand Slag Lüd“, der 1887 die beiden andern brachte, steht auch schon das Idyll „Niilas“, das Fehrs auch später nicht überbieten konnte, weil es in seiner Art vollendet ist. Mit köstlichem Humor erzählt es, wie der Schusterjung Niilas seinen vierten Geburtstag, den ersten Lebenstag in „Büren“, zubringt; der Eltern Angst um den entlaufenen Schlingel sorgt für die äußere Spannung in der kleinen Erzählung und führt zur Entlarvung eines diebischen Knechts, und auch sonst werden allerhand Dorftypen ebenso ungezwungen wie anschaulich eingeführt; aber der Hauptreiz der Skizze liegt doch darin, wie des Vierjährigen Empfindungsleben mit herz-erfrischem Humor, der nirgends zu platter Spasmmacherei herabsinkt, getreu dargestellt wird — wir haben nur wenige so durch und durch echte Kindergeschichten.

Wie der Dichter bei „Niilas“ nicht nur für die Schilderung der Drilichkeit zweifellos persönliche Erinnerungen an die eigene Kindheit verwertet hat — man vergleiche nur die Stelle in der Selbstbiographie „Aus der Jugendzeit“ (Ges. Dicht. I, 16), wo er vom „großen Tag“ erzählt, da seine Mutter ihm die ersten Hosen aus dunkelblauem Leinen anzog —, so steckt unter der Maske der Dichtung sicher auch viel Familiengeschichtliches in der Skizze „En Söndag merrn in'e Wæt“, die, zeitlich die bisher letzte Gabe des Dichters, sachlich hierher gehört. Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir in dem Bürschchen, das seinen Vater zum Grottohm begleitet, den Dichter selbst zu erkennen glauben und im eigent-

lichen Handlungsinhalt dieser Skizze — ein Rätner knüpft die durch seine Heirat mit einem vermidgenslosen Mädchen zerrissene Freundschaft zum reichen Onkel, der ihn sich als Gatten seiner einzigen Tochter gewünscht hatte, wieder an — eine dichterisch freie Verwertung der durch die Liebesheirat seiner Eltern hervorgerufenen Spannungen und ihren schließlichen Lösungen sehen.

Ein Stück Familiengeschichte steckt nach des Dichters eigener Angabe auch in der Erzählung „Um hundert Daler“: in der Hauptgestalt Steffen Pahl hat er eine Charakteristik seines Großvaters Hans Fehrs geben, in der ganzen Novelle den schweren Druck veranschaulichen wollen, unter dem zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hier zu Lande Bürger und Bauer fast zusammenbrachen. Unserer Zeit, die ein übertriebenes Mißtrauen gegen jeden „guten“ Ausgang einer tragisch einsetzenden Handlung hegt, mag die glückliche Lösung durch echte Menschenfreundlichkeit wohl etwas wohlfeil erscheinen; wenn man aber bedenkt, wieviel näher vor hundert Jahren Mensch zu Mensch stand als heute, wo man oft seinen jahrzehntelangen Nachbarn kaum dem Namen nach kennt, so wird man diese Rettung des tüchtigen Mannes aus schwerster Bedrängnis, die ihn fast in blutige Schuld verstrickt hätte, nicht unwahrscheinlich nennen dürfen, und wird um so unumwundener die lebensvolle Zeitschilderung und Menschenzeichnung und die künstlerische Rundung dieses dramatisch bewegten Lebensauschnittes anerkennen müssen.

Nicht alle kleineren Erzählungen von Johann Hinrich Fehrs haben solche einwandfreie Kunstform gewonnen. Eine ganze Gruppe der im ersten Sammelband von 1887 enthaltenen Stücke und auch eine Anzahl der späteren umfangreicheren Novellen könnte es nicht vertragen, mit strengen ästhetischen Maßstäben gemessen zu werden. Die braucht man aber hier auch nicht anzulegen, weil diese Arbeiten garnicht den Anspruch erheben, als hohe Dichtung gewertet zu werden. Ähnlich wie dem großen Schweizer Erzähler Jeremias Gotthelf, dessen Werke im Eltern-

haufe unsres Dichters besonders geschätzt wurden, kam es Fehrs in gewissen Perioden seines Schaffens offenbar vor allem darauf an, seine Leser unterhaltend zu erziehen, ihnen ihre Eigenart in einer Weise vor Augen zu stellen, aus der für sie ziemlich unmittelbar die Aufforderung herausklang, gute alte Sitte zu wahren, schlechte alte Gewohnheit abzulegen. Den ästhetisch feinfühligem Leser mag in den so entstandenen Werken der im Hintergrund mahnend erhobene Schulmeisterfinger stören, mag die mitunter zu deutliche Absicht verstimmen. Aber wie diese Art der Erzählung durchaus dem Geschmack des einfachen Volkes entspricht, für das diese Geschichten in erster Linie geschrieben wurden — sie erschienen zum großen Teil zuerst in volkstümlichen Kalendern —, so kann man sie auch bei kritischerer Beurteilung doch keineswegs als plumpe Tendenzschriften bezeichnen. Denn von trockener Lehrhaftigkeit halten sie sich trotz besagten Schulmeisterfingers durchaus frei; dafür sorgt schon der herzhafteste Humor, der überall in ihnen aufblüht. Und keineswegs hat der Verfasser diese Geschichten verstandesmäßig konstruiert, um irgend etwas zu demonstrieren; sondern auch diese Erzählungen quellen aus dichterischer Phantasie, ihre Gestalten und Situationen sind aus der Anschauung entsprungen, aus dem Leben herausgegriffen, sind ganz augenscheinlich das Ursprüngliche, zu dem erst später, bei der Ausführung, jene erzieherische Absicht hinzukam, die in gewissem Sinne auch schon in die früher erwähnten autobiographischen Skizzen „Nicht to Markt“ und „Glück“ hineingewoben war. Und deshalb bieten gerade sie größtenteils eine Fülle kulturhistorischer Werte, die auch den ästhetisch anspruchsvolleren Leser für den Mangel an künstlerischer Reife entschädigt.

In diese Reihe gehören von den jetzt im zweiten Band der Gesamtausgabe vereinigten Erzählungen die aus dem Novellenband von 1887 übernommenen Stücke „Klas Hinnerk“, „Grotvader sin Potthot“, „De Fru Gräfin“, „Kein Gotts Wort“. Den geringsten Gehalt von ihnen hat die erstgenannte Skizze, eine Durchschnittsanekdote ohne besonderen Reiz. Die

zweite veranschaulicht trefflich den unausrottbaren dörflichen Aberglauben: ein Scherzwort, mit dem der neue junge Lehrer den Bauern Auskunft über den Zweck der ihnen unbekanntem Elektrifizierungsmaschine gibt, bringt ihn bei einem Dorfgenossen durch sonderbares Eintreffen einer Wetterprophezeiung in den Geruch alles vermindgender Zauberkräft, so daß er sich schließlich wohl oder übel durch eine derbe Narrerei des Alten aus einer unangenehmen Zwangslage befreien muß, in die dessen Dickköpfigkeit ihn versetzt hat. In der dritten dieser Erzählungen wird der Wert freundschaftlicher Gesinnung dargetan, eine hochmütige Gräfin von ihrer Meinung, der Hilfe der Nachbarn entraten zu können, geheilt; kulturhistorisch interessant ist hieran die Sitte des Wachehaltens der Dorfgenossen beim Toten bis zu dessen Bestattung, die symbolisch angedeutet wird durch die Zusendung des „Wackplocks“, dessen Empfang zur Stellung eines Mannes für die Totenwacht in der nächsten Nacht verpflichtet. Die letztgenannte Geschichte endlich erzählt die Heilung eines schon halb Verkommenen von seiner Trunksucht, die dem Pastor des Ortes dadurch ermöglicht wird, daß der stark Angesäuerte eines Tages in der Dämmerung in sein Studierzimmer torzelt in der Meinung, in eine Kneipe geraten zu sein, hier „rein Gotts Wort“ (vollständige Bezeichnung für Branntwein) verlangt und zu der leiblichen unbestellte seelische Speisung erhält, so daß die durch sein lieberliches Leben der letzten Zeit noch nicht ganz getöteten guten Anlagen in ihm neu geweckt und wieder zur Entfaltung gebracht werden; allein schon die prächtige Zeichnung des humorvollen und tatkräftigen Geistlichen sichert dieser Erzählung auch einen nicht geringen künstlerischen Wert.

Einen geistigen Verwandten dieses Pastors Brandt führt Fehrs uns in der viel später entstandenen Erzählung „Lena“ vor: auch der Pastor Ruß, bei dem die Titelheldin sich hier Rats erholt, ist ein rechter väterlicher Freund seiner Gemeinde, der in seinen seelsorgerischen Amtshandlungen keineswegs schon alle Pflichten seines schönen Berufs erfüllt glaubt. Aus dem reichen Episoden-

werk der behaglich breit vorgetragenen Geschichte schält sich unvermerkt ein typisches Beispiel von Liebesleid und -lust auf dem Dorfe heraus; aber die Hauptanteilmahme des Erzählers wie des Lesers gehört doch „Dick-Trin“, der gemütlichen und gemütvollen Frau, der es bei ihrem diesmaligen Besuch im Pastorat nicht so sehr wie sonst auf den Absatz ihrer Gartenbauerzeugnisse als vielmehr darauf ankommt, ihrer elternlosen Schwesterstochter baldige Heirat zu ermdöglichen. Wie diese Gestalt mit jeder neuen Wendung der im ungezwungensten Plauderton gehaltenen Erzählung immer plastischer heraustritt, das ist eine darstellerische Leistung, die einen die hier ja garnicht erstrebte strenge Novellenform keinen Augenblick vermiffen läßt.

Die Krone aller nicht eigentlich novellistischen Erzählungen unfres Dichters aber ist das 1896 geschriebene köstliche Idyll „S ü n n a b e n d“. Hier hat Fehrs schlechthin ein Meisterwerk geschaffen, das in seiner Art ebenso vollendet ist wie die größeren Dichtungen, von denen weiterhin die Rede sein wird. Die denkbar einfachste Handlung gibt Anlaß zu einem mit zwingender Stimmung gesättigten kleinen Gemälde, aus dessen engem Rahmen sich doch unwillkürlich weite Ausblicke eröffnen.

Ein Rätner, der die Woche über beim Schleusenbau beschäftigt gewesen ist, kehrt heim zu Frau und Kind, bringt ihnen den Verdienst seiner Arbeit und läßt sich die Dorfergebnisse berichten. Einen Augenblick scheint drohend ein Konflikt aufzutauschen, als der Mann die Möglichkeit andeutet, die Kate zu verkaufen, um seiner Frau in der Stadt ein bequemeres Leben zu bieten; aber kaum ausgesprochen, wird der Gedanke auch schon wieder endgültig verworfen in der instinktiven Erkenntnis des beiden Eheleuten nun erst ganz zu klarem Bewußtsein kommenden unerfeglichen Wertes der ererbten eigenen Scholle, des Zusammenhangs mit der Kraft und Gesundheit spendenden freien Natur. Ein Gang durch den Garten im Zauber der Sommernacht läßt sie vorm Schlafengehn noch einmal das Glück ihres bescheidenen und doch

so reichen Besizes voll auskosten: „ . . De beiden drifelt nu langsam ddr den Gaarn, un Anna hett vel to vertellen un to duden. De Luft is luumarm und voll sdbten Ruch von Bohnenblbt, op Blom un Blatt leggt sik liesen de blanke Dau, un nern liggt Au un Wisch in en witten Daf, dat lett, as drdm dar achter de Ellern un Wicheln en stillen See. Bom und Busch rdgt keen Blatt un stat dar, as wenn se horckt; haben an't Redder singt de Nachtigal en Leed, wofdr keen Sprak op Eern en Wort sinn kann, und wid her ut de Wischen klingt de Abendgesang von de Poggen. „Dat mußt du noch mal seggn, Hinnerk: du verkdbffst de Kat doch nich!“ — „Denk ni daran, Anna — schall de Jung hebbn.“ Damit zat se in de Ddr und slut af. Na en paar Minuten liggt de lutt Kat still un duster dar, dat Licht is ut un de mdhen Dgen hebbt sik todan. Awer de Maan tægert noch op sin stillen Gang un schuult noch lang mit en fründlich Gesicht na dat glückliche Hus mern in de schdne drdmerige Sommerwelt. . .“

Man kann den wunderbaren Zauber dieser kleinen Geschichte nicht treffender umschreiben, als Christian Doed es in seinem schon erwähnten Büchlein über Fehrs getan hat: „Satt und voll und reich kommt alles zum Ausdruck. Wie schlingt sich alles ineinander: Natur- und Menschenleben, Weinen und Lachen, Ernst und Humor. Zugleich rückt in die kleine Welt, die hier gezeichnet wird, die größere Welt hinein, zunächst das Dorfleben mit Heirat und Tod, dann darüber hinaus das Wirtschaftsleben eines ganzen Volkes mit Fabrik und Schleusenbau. So wird der ganz gewöhnliche und unscheinbare Moment, der hier zur Darstellung kommt, zu einem Auszug der Welt und des Lebens, zu einem Knotenpunkt, von dem aus tausend Fäden auslaufen. Aber nichts Absichtliches ist dabei zu bemerken; ganz von selbst erhebt sich der Einzelfall zum Typischen. Jeder Gedanke an eine Tendenz nach dieser Richtung hin wird erstickt durch den Strom echten Lebens, der hier fließt, durch die wunderbare Stimmung, die erst leise, dann immer mächtiger zum Durchbruch kommt, bis sie das Ganze mit dem weichen Duft des Juniabends umfängt. Eine reife Kunst kommt hier zu Worte.“

Während in „Sünnabend“ realistische Wirklichkeitsdarstellung und stimmungsvolle Naturschilderung zu künstlerischer Einheit ineinander verwoben sind, benützt Fehrs in einer 11 Jahre früher liegenden Skizze seine Gabe einschmeichelnder Stimmungsmalerei mit voller Absicht dazu, die Realität des Geschehens unmerklich ins Halbmystische verbämmern zu lassen. „De Spinnfru“ schildert das Phantasieerlebnis eines Knaben, das die in ihm schlummernde Künsterschaft weckt: auf nächtlichem Gang über die Heide glaubt er in einer Talung eine Frau mit goldener Krone auf flachsgelbem Haar ein goldenes Spinnrad drehen zu sehen, sie nickt ihm mit großen Märchenaugen freundlich lächelnd zu, aber als er sich ihr zu Füßen stürzen will, ist sie verschwunden; aus dem bisher munteren Jungen, den dies Erlebnis zum versonnenen Träumer gemacht hat, aber wird ein großer Maler, und sein Meisterwerk ist das wie ein Heiligtum wirkende Bild der himmlischen Königin mit dem Spinnrocken.

Wir dürfen diese halb märchenhafte Erzählung, deren ganz in Duft und Stimmung getauchter Inhalt sich in nüchternem Bericht nur unzulänglich andeuten läßt, wohl als eine Art Bekenntnis nehmen, wie hoch und rein der Dichter von seiner Kunst denkt; und wir müssen ihm freudig-dankbar bezeugen, daß seines Schaffens fleckenlose Lauterkeit mit solcher hohen Auffassung vom Künstler als dem berufenen Vermittler des Guten und Schönen einzigartig zusammenstimmt.

Entfernt Fehrs sich in dieser Skizze schon weit von der sonst in seinen Prosadichtungen gepflegten realistischen Darstellung des holsteinischen Dorflebens, so verläßt er den Boden der Alltagswirklichkeit vollends in den drei Tiergeschichten, die, ursprünglich im Novellenband „Ettgrdn“ veröffentlicht, jetzt den Beschluß des zweiten Bandes der Gesamtausgabe machen. Der aufmerksame Leser freilich wird bald gewahr, daß es dem Dichter nicht etwa um poetisch verbrämte naturgeschichtliche Belehrung zu tun ist, wenn er in „Edderkau“ vom närrischen Bullenjüngling erzählt, der durchaus ein Pferd werden will, wenn er in „Nettelkönig

in Hochtied“ die strupellose Falschheit des Zaunknigs schildert, der unter schmählicher Verletzung des Gastrechts das zur Hochzeit geladene Insektenvolk meuchlings überfallen und vertilgen läßt, wenn er in „Rein“ mit sarkastischem Spott darstellt, wie kläglich die schöne Theorie von der Gleichheit und Brüderlichkeit Aller, als sie einmal für einen Tag im Reich der Vögel in die Prags umgesetzt werden soll, an der Selbstsucht der Einzelnen und zumal an der zynischen Vertragsverletzung durch die Stärkeren scheitert. Hinter den Tiermasken blicken deutlich genug überall die Gesichter wohlbekannter Menschentypen hervor, gleichwohl ist die Charakterisierung der verschiedenen Tiere mit ergößlicher Sicherheit durchgeführt, so daß man die drei kleinen Bilder auch ganz abgesehen von ihrem sozusagen symbolischen Gehalt als Kunstwerke recht hoch einschätzen muß. —

Hat uns der bisherige Überblick über die im zweiten Bande der Gesamtausgabe vereinigten Skizzen und Bilder gezeigt, daß Johann Hinrich Fehrs schon in der kleineren Prosaform fast immer Gehaltvolles und vielfach Vollendetes geschaffen hat, so wächst in den größeren Prosadichtungen, die jetzt den dritten Band der Gesamtausgabe bilden, sein Künstlertum alles in allem zu weit bedeutenderer Höhe empor. Wie schon seine erste plattdeutsche Prosadichtung „Lüttj Hinnerk“ ziemlich umfangreich war, so drängte ihn, den geborenen Erzähler, seine besondere Veranlagung unwillkürlich zur immer breiter ausgesponnenen Novelle, die immer tieferen Lebensgehalt und immer stärkere allgemein-menschliche Bedeutung mit immer wachsender Darstellungskunst vereinigte. Nicht so zwar, als ob nun stets von Fall zu Fall ein ununterbrochener Aufstieg zu verzeichnen wäre; auch die Kurve der größeren Arbeiten weist Schwankungen auf. Aber wie hier die voll ausgereiften Werke im allgemeinen durchaus überwiegen, so stehen am Ende dieser Entwicklung einige Dichtungen, die in Form und Gehalt schon nahe an die Krone seines Schaffens, den Roman „Maren“, hinanreichen.

Bereits die erste nach „Lüttj Hinnerk“ entstandene Novelle „Dat Gewitter“ bekundet zunächst äußerlich des Dichters Geschick, eine kunstvoll verschlungene Komposition mit sicherer Hand durchzuführen. Der Verlauf der Handlung wird uns nicht in ununterbrochener zeitlicher Reihenfolge der Geschehnisse berichtet, vielmehr erhdht ein häufiger Szenenwechsel die Unmittelbarkeit der Anschauung und die an sich schon dramatische Spannung noch mehr, bald erleben wir mit den Nächstbeteiligten, bald sehen wir mit den Augen der absichtlichen oder zufälligen Zuschauer ein Bruchstück der Tragddie nach dem andern, bis sich schließlich das unabwendbare Geschick erfüllt: die Braut, die nur widerwillig und halbgezwungen vor den Altar zu treten im Begriff stand, hat im letzten Augenblick unmittelbar vor der Trauung ihr Jawort zurückgezogen, der Bräutigam aber unter der Wucht dieser demütigenden Enttäuschung die Klarheit seines Verstandes verloren.

Mit zwingender Gewalt begleitet und verstärkt Fehrs diese menschliche Tragddie durch ein dramatisches Naturereignis: ein Gewitter ballt sich, zusammen, entlädt sich und verzieht, unterdessen ein erhofftes Erdenglück zerbricht. Dumpf und drückend lastet die Gewitterschwüle auf dem Leser ebenso wie auf den Personen, die im Hochzeitshause versammelt sind, und wie durch die Naturstimmung werden wir auch durch die Reden der drei „Parzen“ von Ilenbeck — die Klaus Groth an die Hexen in „Macbeth“ erinnerten — von vornherein auf eine Katastrophe vorbereitet, so daß deren endlicher Hereinbruch fast wie eine Befreiung wirkt. Die angedeutete technische Anlage der Erzählung, die die beiden Hauptpersonen des Dramas in den Hintergrund der Darstellung schiebt, läßt gleichwohl trotz des aus dem üblichen Dorfleben stark herausfallenden Stoffes nirgends den Eindruck äußerer Theatralik aufkommen, dem ein seiner Mittel weniger sicherer Künstler leicht erlegen wäre, und gibt dem Dichter andererseits zwanglose Gelegenheit, eine ganze Reihe scharf umrissener Gestalten einzuführen, ohne dadurch die künstlerische Einheit der Novelle zu gefährden.

Ganz anders greift der Dichter in der nächsten Novelle „En swaren Drom“ seinen Stoff an: in kaum unterbrochenem graden Verlauf wickelt die Handlung sich ab und alle Aufmerksamkeit des Lesers wird auf eine einzige Gestalt konzentriert; nicht die Einwirkung äußerer Ereignisse auf das Seelenleben eines Menschen, sondern eine psychologische Entwicklung ganz innerlicher Art ist das Thema dieser Erzählung. Wie in „Kein Gotts Wort“ ein Sünder aus seinem verabscheuenswürdigen Leben herausgerissen wird, so hier ein in skrupelloser Selbstsucht verkommener Halsabschneider. Zu Anfang der Geschichte sehen wir den Tröddler Martin Krus bemüht, sich einer entfernten Verwandten, die er wie vorher so manche ihrer Geschlechtsgenossinnen seinen Gelächten dienstbar zu machen gewußt hat, mit Hilfe seiner gleich gewissenlosen Haushälterin auf möglichst unauffällige Weise zu entledigen; ein paar Tage später hat er die Mutter seines Kindes öffentlich als seine Frau anerkannt, er verkauft sein Haus um ein billiges an einen armen Maurer, nachdem er die darin aufgestapelten Sachen nach Möglichkeit den früheren Besitzern, denen er sie unter gefühlloser Ausnutzung ihrer Notlage abgenommen hatte, wieder zugestellt hat, und geht mit seiner jungen Frau als Schäfer in die Heide.

Diese völlige Sinnesänderung wird bewirkt durch einen großen Traum, in dem er als Verstorbenen vergebens um Einlaß bittend vor dem Himmelstor stand. Aber so meisterhaft auch dieser Traum erzählt wird, so grandiose Bilder von der Furchtbarkeit des Höllenfürsten der Dichter darin entrollt — ganz glaubhaft wird die durchgreifende und nachhaltige Wirkung dieser geträumten himmlischen Abrechnung doch nicht, weil sich in der früheren Zeichnung des hartgesottenen Sünders kaum ein Punkt findet, an dem eine wenn auch noch so überwucherte Anlage zum Besseren hervorzuschimmern schiene. Ein zermalmender Schreck kann nach unserer Auffassung wohl durch Fortwirkung der wachgerufenen Angst eine der früheren schroff widersprechende äußerliche Handlungsweise zur Folge haben, aber doch wohl kaum eine

völlige seelische Neugeburt des von ihm Betroffenen, selbst dann nicht, wenn wie in der vorliegenden Erzählung eine eigenartige halbmystische Bestätigung sonderbarer Einzelheiten des Traumes durch die Wirklichkeit des nüchtern-klaaren Tages erfolgt. Bedeutet somit die Novelle als Ganzes kein einwandfreies Gelingen, so heischt dafür die in der Traumscene sich offenbarende phantasiemächtige Gestaltungskraft des Dichters unumwundene Anerkennung, ja Bewunderung.

Auch „Hannes Frahm“ ist die Geschichte einer Läuterung. Einem ungewöhnlich begabten Jungen, armer Leute Kind, wird durch väterliche Freunde höhere Schulbildung und Universitätsstudium ermöglicht. Er aber kann sein stets zu losen Streichen aufgelegtes Temperament nicht zügeln, nach vorübergehendem Zusammenraffen treibt er's bald womöglich noch toller als zuvor, bis er, der angehende Theologe, schließlich von der Universität verwiesen wird. Er sinkt zum Mitglied einer wandernden Theatertruppe herab, und als ihn nun noch eine schwere Krankheit dahnieder wirft und unterdessen die Schmierenkombdianten ihres Weges weiter ziehen, scheint sein Geschick besiegelt. Da reißt ihn die glaubensstarke Liebe der Jugendfreundin im letzten Augenblick von der abschüssigen Bahn zurück, er findet sein besseres Selbst wieder und aus dem mit frischem Mut neu aufgenommenen Lebenskampf geht er als gefestigter, tüchtiger Mensch hervor.

So tief der Fall des Titelhelden auch war, diese glückliche Endeswendung erscheint doch nicht unwahrscheinlich, weil eben von Anfang an die guten Anlagen seines Charakters immer betont werden. Dennoch erzielt der Dichter mit seiner Erzählung keinen tieferen Eindruck, weil er sich diesmal die äußere Lösung gar zu leicht gemacht hat: die plötzlich am Krankenlager des Kombdianten auftauchende reiche und inzwischen auch unabhängig gewordene Jugendfreundin kommt gar zu sehr zur rechten Zeit wie der *deus ex machina* der alten Tragödien. So fehlt der Entwicklung letzten Endes die zwingende Notwendigkeit, der Lebenslauf, der uns er-

zählt wird, bleibt ein recht hübsch vorgetragener Einzelfall, gewinnt aber keine typische Bedeutung.

Immer wieder reizt Fehrs das Problem, die innere Umkehr verstockter Seelen darzustellen. In „Rattengold“ gibt der krasse Undank verwohnter Kinder gegenüber ihren Eltern den Vorwurf der Erzählung ab. Die Eingangsszene macht uns mit dem Vorhaben des reichen Marschbauern Matten Mangels und seiner Frau, ihren erwachsenen Kindern all ihr Hab und Gut zu übergeben, bekannt; vergebens mahnt der im Ruf geheimnisvoller Wissenschaft stehende Doktor Lodius, wenigstens einen Teil des Vermögens zurückzubehalten, sie glauben fest auf die unverbrüchliche Dankbarkeit ihrer Kinder bauen zu können. Aber des Doktors symbolisches Experiment mit dem schnell verdunstenden Extrakt der Kindesliebe behält nur zu sehr Recht: nach fünf Jahren kommen die beiden Alten wieder zu ihm, um seine Hilfe gegen die Pflichtvergeffenen anzurufen, die ihnen gar zu deutlich kundgetan haben, daß sie die Eltern nur noch als lästig empfinden. Da schenkt er ihnen eine schwere Kiste voll goldig glitzernden Gesteins, deren Inhalt sollen die Kinder nach dem Tode der Eltern unter sich teilen dürfen, wenn sie bis dahin ihre Dankespflicht gegen sie treu erfüllt haben. Ein leises Mißtrauen der Schwester gegen den Wert des geheimnisvollen Schatzes wird von der Brüder gedankenloserer Habgier überstimmt, und nun brauchen die Eltern nichts mehr zu vermiffen. Der Vater freilich weiß die scheinbar neuerwachte Kindesliebe richtig einzuschätzen, und als nach seinem Tode die Kinder auf vorzeitige Teilung des vermeintlichen Schatzes drängen, erkennt auch die Mutter deren unveränderte Sinnesart und stirbt an dieser schmerzlichen Erkenntnis. So naht der ungeduldig erwartete Tag, wo den Kindern die berechnende Pflege der Eltern reichen Lohn tragen soll, aber er bringt ihnen bittere Enttäuschung: in der schweren Kiste ist nichts als Rattengold, wertloser Schwefelkies. Die tobende Wut der Getäuschten möchte sich am Doktor Lodius rächen, aber nun wissen dieser und der Landvogt und der

Pastor, die bei der Testamentsöffnung zugegen sind, sie so an ihrem Gewissen zu packen, daß sie reumütig in sich gehen und späte Buße tun.

Mit gutem Bedacht hat Fehrs diese Geschichte um Jahrhunderte zurückverlegt, und so wird man eine Unwahrscheinlichkeit solcher Täuschungsmöglichkeit wohl kaum behaupten können. Aber so lebendig auch die einzelnen Szenen herausgearbeitet sind, und zwar nicht zum mindesten die Erweckung des besseren Ichs in den Kindern nach der Testamentsöffnung, und so kunstvoll, ja zum Teil überkünstvoll — der unheimlich verständige Papagei des Doktors übernimmt gar zu aufdringlich die Rolle des Chors der antiken Tragödie — der technische Aufbau durchgeführt ist, zu einem reinen künstlerischen Genuß läßt die überdeutliche Lehrhaftigkeit der Erzählung den Leser dennoch nicht kommen.

Ganz auf eine einzige Stimmung gestellt ist die Novelle „Binah bankerott“; mit eindringlicher psychologischer Kunst zeichnet sie „en Minschenfeel, de ut Spor kam is“ durch die grellen Erkenntnisse, die zweifache völlige Umwälzung der äußeren Lebensverhältnisse ihr gebracht haben. Einen reichen und angesehenen Kaufmann zwingt der durch den Selbstmord besiegelte finanzielle Zusammenbruch eines seiner Hauptschuldner zur Anmeldung seines Konkurses, im letzten Augenblick dreht sich das Glücksrad jedoch völlig, eine unerwartete große Erbschaft wirft ihm reichere Schätze in den Schoß, als er sie vorher besessen hat. Aber sein inneres Gleichgewicht bleibt zerrüttet, er hat zu tiefe Blicke in die Seelen der Durchschnittsmenschheit getan, die nur das Geld und die gesellschaftliche Stellung ihres Mitbürgers zum Maßstab ihres Verhaltens ihm gegenüber nehmen. Schwerer noch als an ihrer kaum verhehlten Schadenfreude und Niedertracht in seinem Unglück trägt er nun an ihrer heuchlerischen Liebedienerei im neuen Glück:

„Wat geben se mi fbr sôte Wdr! Wenn icl bi Disch daran denk, legg ik West un Gowel dal, dat nimmt mi allen Apptit. Allens is ni wahr, dat sünd luter Løgen! Min Geld hebbt düsse fründ-

lichen Lüd in't Dg, wider nix. Ik sülben bân er jüst so vël weert as en Geldbüdel: is de voll, allen Respekt! is he awer lerrig, denn smit em man bisit, he is allensfalls god fdr 'n Plümbüdel! Se hebbt mi all de Jahrn mit den Senater ansnatert un achter min Rück mi GrælsWdller schimpt — o, de Lüd sünd nett! Gottlov, Freu un Kinner hebbt den Schimp, de mit en Konkurs vermaakt is, ni ganz mit belövt un gegen Not sünd se borgen; awer ik sülben bân nu würllich bankerott. Ik glöb ni mehr an de Minschen, se kamt mi all holl un boll vdr un falsch as Slangn! As ik ünnerm Konkurs stunn, seeg ik an min christlichen Bröder dat wahre Gesicht — schön un leblich weer 't nich, awer doch wahr un waschecht. Un wenn ik mi nu mal ümkil? O du sdte falsche Bossgesicht, dat den dummen Hasen noch mal to'n Danz nöddigen will! Un dat is ganz gewiß: wenn man er wahren Gedanken, de se nu vdr mi versteft, as en Schüttel voll Grütt en Hund vdrsetzen kunn, he war in de eerste Minut rümsfleegen mugbod, de Lung lang ut 'n Hals! Ik scham mi, dat ik mi von dät hungrige Gesindel jahrenlang hev wat wiesmaken laten, dat ik glöbde de, ik harr wunner wat bi er to bedüden!“

Es ist also nicht nur der sozusagen objektive Schmerz über die Erbärmlichkeit der Menschen, der Limm Wdllers Empfindungsleben in Aufruhr gebracht hat, sondern erschwerend tritt verletzte Eitelkeit hinzu: er hatte geglaubt, man habe seine kaufmännische Lichtigkeit an ihm geschätzt, aber der durch kaufmännische Leichtfertigkeit herbeigeführte Zusammenbruch seines Ansehens hat ihn eines andern belehrt. So muß auch die Heilung seines Gemütsleidens von zwei verschiedenen Seiten erfolgen: den Glauben an uneigennützige Freundschaft gibt ihm sein Jugendfreund zurück, der ihn ohne die geringste Ahnung von den folgenschweren Ereignissen der letzten Wochen gerade in dieser kritischen Zeit aufsucht; den Glauben an sich selbst erwirbt er sich neu durch das volle Gelingen einer kaufmännischen Berechnung, die auch die Verluste abwendet, die ihm infolge leichtfertiger Beleihung eines adligen Gutes gedroht und ihn zur Konkursanmeldung getrieben hatten.

Zweifellos könnte man auch diese Geschichte in gewissem Sinne als Tendenzdichtung bezeichnen; zweifellos geht Fehrs auch hier von einem seltenen Ausnahmefall — Rettung vorm drohenden Konkurs durch eine Riesenerbschaft — aus. Aber die auf diesen Voraussetzungen aufgebaute Charakterzeichnung ist so überzeugend durchgeführt, der aus ihnen sich ergebende seelische Konflikt hat so typische Bedeutung auch für minder krasse Fälle, daß man über die etwas romanhafte äußere Ausgestaltung der Fabel gern hinwegsieht und sich nur an die inneren Werte der Erzählung hält.

Die schon in der Novelle „Das Gewitter“ geübte Fähigkeit zu kunstvoller Verschlingung der Erzählung hat Fehrs bis zur Virtuosität gesteigert in der Geschichte vom „Vetter Krischan“. Nicht nur, daß in die eigentliche Erzählung eine zweite hineingekapselt ist, auch die Hauptgeschichte ist nicht in fortlaufender Darstellung erzählt, sondern in buntem Wechsel erleben wir sie bald eine Strecke selbst mit, bald wird uns ein Stück rückschauend berichtet, teils begleiten wir die Entwicklung in ihrem zeitlichen Ablauf, dann wieder erfahren wir im voraus eine entscheidende Wendung und werden erst später über die Ereignisse aufgeklärt, die dazu geführt haben; und doch bleibt alles übersichtlich. So bedeutet diese Geschichte als Ganzes wie auch im einzelnen einen Triumph ungewöhnlicher Erzählungskunst, und es liegt sicher nicht an ihrer meisterhaften Form, wenn der Leser schließlich doch nicht warm wird. Vor allem ist eben der geistige Gehalt des kunstvollen Gehäuses etwas dürftig; wir vermögen es nicht als ein so schweres Verbrechen anzusehen, wenn ein junger Mann seinen Mut dadurch zu beweisen sucht, daß er zur Geisterstunde einen Nagel in das Kreuz auf dem Grabe eines Selbstmörders schlägt, und wir können uns auch nicht so recht vorstellen, daß das vor einem halben Jahrhundert auf dem Dorfe als ruchlose Grabschändung aufgefaßt wurde. Hinzu kommt, daß in der eingeflochtenen unheimlichen Geschichte von der Leiche, die weit über hundert Jahre nach ihrer Bestattung völlig unverwest vorgefunden

wird, in der Geisterstunde auf einmal wieder Leben gewinnt und dann plöblich zu Staub zerfällt, das halb Grausige, halb Mystische gegen den Schluß hin doch nicht restlos, nicht vöbllig zwingend herausgebracht ist. Um so prächtiger ist die Szene voll übermütigen Humors gelungen, wo Better Krischan in ausgelassener Kneipstimmung darauf los phantasiert, wie sein Jehann=Dhm seinen Knotenstock vom alten braven Tacitus eingehandelt habe, als dieser auf seiner Wanderung durch Germanien arg abgerissen nach Holstein gekommen sei. Durch ähnliche Döntjes mag der Dichter als lustiger Seminarist in Eckernförde seine Kameraden manches Mal zu unbändiger Fröhlichkeit hingerissen haben.

Schon im „Better Krischan“ hatte Fehrs für die eingeflochtene Geistergeschichte den Jehann=Dhm als Erzähler eingeführt und ihn auch weiterhin mit den Ereignissen in Verbindung gebracht. Für einen ganzen Kreis seines Schaffens wird nun dieser Jehann=Dhm zu einer stehender Gestalt, ihm legt Fehrs eine Reihe seiner schönsten Geschichten in den Mund, die mit aus diesem äußeren Grunde im dritten Band der Gesamtausgabe zusammengestellt sind. So rundet sich diese Gestalt allmählich zu immer plastischerer Lebensfülle, denn auch da, wo Jehann=Dhm nicht Episoden aus seinem eigenen Leben erzählt, charakterisiert er durch die Art, wie er fremde Lebensläufe und Schicksale vorträgt, zugleich sich selbst. Es gehört kein übergroßer Scharfsinn dazu, im Jehann=Dhm in gewissem Sinne Johann Hinrich Fehrs selbst wieder zu erkennen.

Ein Zweifaches erreichte der Dichter mit der Einführung dieser Gestalt: einmal bietet der Umstand, daß er seine Geschichten wirklich erzählen läßt, die ungezwungenste Möglichkeit, gleichgültige Strecken im Lebenslauf seiner Helden ohne weiteres mit ein paar Worten zu überspringen, da es ja natürlich ist, wenn im Gedächtnis des Erzählers lediglich die entscheidenden Ereignisse haften geblieben sind; vor allem aber kann der Dichter nun, ohne aus der gebotenen Zurückhaltung des Autors hervorzutreten, seine eigenen Ansichten über Dinge und Menschen durch sein

zweites Ich aussprechen lassen — sie stören nun in keiner Weise mehr die künstlerische Einheit und Reinheit der Darstellung, während sie ohne dieses Kunstmittel den Rahmen der Novellen sprengen würden.

In zweien dieser Jehann=Dhm=Geschichten läßt uns der Alte Blicke in entscheidende Perioden seines eigenen Lebens tun. In „Johannistorf“ erzählt er Entstehung und Überwindung einer idriichten Jugendleidenschaft, die ihn fast in den Verzweiflungstod getrieben hätte, als ihm über die Unwürdigkeit der Geliebten, eines äußerlich reizvollen, aber oberflächlichen und herzlosen Mädchens, schließlich die Augen geöffnet werden. So lebenswahr der erste Teil dieser Weichte anmutet, die entscheidende Wendung hat der Dichter nicht mit derselben überzeugenden Notwendigkeit zu umkleiden vermocht; für manchen Leser wird es zweifelhaft bleiben, ob das Verhalten des Mädchens bei und nach dem bestimmten Heiratsantrag auf den verliebten Burschen, der sich schon so oft hatte hinhalten lassen, so völlig ernüchternd wirken mußte, und die innere Überwindung der bitteren Enttäuschung ist doch wohl etwas zu leicht obenhin behandelt und hat dadurch einen störenden Anflug von Sentimentalität erhalten.

Künstlerisch und menschlich viel bedeutender ist die aus der Spätzeit unsres Dichters stammende Erzählung „Leben und Tod“, die gewissermaßen die Fortsetzung von „Johannistorf“ bildet. In ihr schildert Jehann=Dhm in seiner schlichten und doch so packenden Art dem zum Begräbnis seiner Trina=Mäsch eingetroffenen Neffen, wie er nach langem Hangen und Wangen seine Frau gefunden und gewonnen hat; die Wehmut über den Tod der eben verschiedenen treuen Lebensgefährtin breitet über seine Erzählung einen nicht in einzelnen Worten, um so eindringlicher aber in der ganzen Stimmung fühlbar werdenden Hauch der Beklärung, ohne seiner Darstellung irgend etwas von der gewohnten Frische und Unmittelbarkeit zu nehmen. Manches von dem, was hier vom Verhältnis der beiden sich so glücklich er-

gänzenden Ehegatten mitgeteilt wird, dürfen wir zweifellos auf des Dichters eigne Ehe umdeuten, so wenig auch die äußeren Verhältnisse in Novelle und Wirklichkeit miteinander gemein haben. Ein kleines Prachtstück für sich ist die Schilderung des furchtbaren Gewitters, das den jungen Mann auf offener Heide überrascht. Das Schönste an der Erzählung aber ist doch wohl die einleitende Unterhaltung zwischen Onkel und Neffen, in der schwerwiegende Zeit- und Weltanschauungsfragen in der unverstiegenen Sprache des täglichen Lebens nicht nur flüchtig gestreift werden — wir werden auf die in ihr zum Ausdruck kommende abgeklärte und doch nicht müde oder gar verbitterte Altersweisheit an anderer Stelle noch näher eingehen.

„Leben und Tod“ ist das mit unverminderter Darstellungskraft geschaffene Werk eines mehr als Siebzigjährigen. Bereits der fünfzigjährige Dichter aber hat uns in einer ebenfalls Jehann-Ohm in den Mund gelegten Erzählung eine Novelle geschenkt, die in ihrer künstlerischen Vollendung einen Höhepunkt nicht nur seiner Kunst bedeutet: „In 't Fd'rsterhus“.

Ein Kind armer Katenleute, wächst Alf Stelling in der freien Natur des Dorfes auf, in der er auch sein ferneres Leben zubringen möchte; die Eltern aber schicken ihn nach der Konfirmation in die Kaufmannslehre nach Hamburg. Doch das Heimweh nach Luft und Licht treibt ihn aus der Steinwüste wieder nach Haus, und als sein Vater ihn mit Schelten und Drohen zurückjagt, geht er heimlich unter die Soldaten. Jahrelang bleibt er verschollen, bis ihn die Sehnsucht nach den Eltern unwiderstehlich nach dem Heimatsdorf zieht, wo sein Major ihm auf seine Bitten die Fd'rsterstelle beim Grafen ausgewirkt hat. Aber er trifft seine Eltern nicht mehr lebend an, und in Schmerz und Reue vergräbt er sich zunächst ganz in die Arbeit seines Berufs. Bis dann doch das Glück lächelnd seinen Weg kreuzt in Gestalt eines lieblichen Mädchens, das er beim Dickbeerensuchen in seinem Walde findet; wenige Monate später ist die arme Flickschusterstochter Cilla sein Weib,

und als sie nach Jahresfrist ein kleines Mädchen im Arm hält kann das Försterhaus die Fülle des Glücks kaum fassen. Aber der jungen Frau fröhliche Anmut lockt bald auch andere Männer an, und so harmlos sie sich anfangs an deren Huldigungen erfreut, schließlich läßt sie sich von einem strupellosen Verführer betören. Mit der Hundepeitsche jagt der betrogene Gatte den ehebrecherischen Landmesser, der sein Vertrauen so schändlich mißbraucht hat, aus dem Hause; aber die ehrvergeßene Frau verläßt Mann und Kind, um dem gezüchtigten Schuft zu folgen, ja sie ist schamlos genug, sich mit ihm auf offener Landstraße zu zeigen und unbelümmert um die Verzweiflungsrufe des Mannes, der ihr ihr Kind entgegenhält, mit jenem in die weite Welt zu fahren. Da bricht Alf Stelling unter dem Übermaß der Schande und des Unglücks zusammen; nur mit Mühe bestimmt sein Freund Jehann-Dhm ihn, das ihn anerkennende Leben nicht von sich zu werfen, sondern seine Last weiterzuschleppen um der kleinen unschuldigen Tochter willen. Und die macht ihm das Dasein schließlich wieder lebenswert, ja erfüllt seine schwer geprüfte Seele allmählich mit einem neuen stillen Glück. Das hält vor, bis das Mädchen zur Jungfrau herangewachsen ist und eines Tages der Augenblick kommt, wo sie das Vaterhaus verläßt, um einem tüchtigen Mann als Gattin zu folgen. Da steigen in dem nun ganz Vereinsamten die alten Haßgedanken wieder hoch und verbüßern seine Sinne; er glaubt die ungetreue Eilja zurückgekehrt und lauert ihr die Nächte hindurch mit seiner Kugelbüchse auf. So muß der durch seine Wahnvorstellungen gemeingefährlich Gewordene schließlich mit Gewalt ins Krankenhaus gebracht werden; dort schlägt seine Raserei schnell in Todesmattheit um, aus der er nach ein paar Tagen sanft hinüberschlummert, nachdem er noch vorher den inneren Frieden wiedergefunden hat.

Mit zwingender psychologischer Treue ist diese seelische Entwicklung gezeichnet, mit plastischer Anschaulichkeit sind die äußeren Vorgänge dargestellt, mit sicherem architektonischem Gefühl sind die dramatischen Höhepunkte in den sonst ruhigeren Verlauf der Erzählung hineingestellt — so wohl gegeneinander abgewogen

sind die einzelnen Teile, so gleichmäßig durchgeführt ist das Ganze, daß auch die würdigende Kritik nichts besonders hervorheben darf, sondern nur insgesamt die Novelle als ein in jeder Hinsicht reifes und tiefes Kunstwerk bezeichnen kann.

Nur ein einziges mal hat Fehrs die Novelle „In 't Jdrsterhus“ auf dem gleichen Formgebiet womöglich noch überboten: in der umfangreichen Erzählung „Ehler Schoof“, seiner letzten Schöpfung vor dem großen Roman „Maren“.

Ähnlich wie in der zuletzt gewürdigten Novelle erleben wir in dieser ebenfalls von Jehann=Dhm erzählten Geschichte zunächst einen Aufstieg zu strahlendem Glück, dann einen jähen Absturz in Jammer und Verzweiflung und schließlich ein allmähliches Emporwachsen neuer stiller Zufriedenheit. Der von so schroffem Wechsel des Geschicks Betroffene ist der Dorfzimmermann Ehler Schoof, dem in Familie und Beruf alles gleich zu gelingen scheint: sein Geschäft kommt aufs beste in Gang und daher bedeutet die Reihe von vier Töchtern und einem Sohn, die seine Frau ihm schenkt, für ihn nur inniges, durch keine Sorgen gedämpftes Glück. Da bricht mit ununterbrochenen schweren Schlägen ein grausiges Geschick über ihn herein: innerhalb weniger Tage raubt eine tödtliche Halskrankheit ihm die geliebte Frau und alle fünf Kinder. In dumpfer Verzweiflung will er seinem nunmehr inhaltslosen Leben ein Ende machen, da weiß die alte Abel ihn glücklich an seinem fast übertriebenen Ehrlichkeitsstolz zu packen, indem sie ihm vorhält, er müsse weiterleben, um seine Schulden bei Arzt und Sargtischler abzutragen. Und er folgt, verläßt jedoch das Dorf, ohne eine Mitteilung über Ziel und Dauer seiner Wanderung zu hinterlassen. Als nach drei Jahren Jehann=Dhm mit einem andern Bauern aus dem Nachbardorf zur Versteigerung eines neuengebähten Koogs nach Dithmarschen fährt, findet er dort zu seinem Erstaunen Ehler Schoof als Vorarbeiter beim Deichbau wieder. Aber die Freude über dies Wiedersehen und über die rühmenden Angaben des Deichbauunternehmers über seine Tüch-

tigkeit wird bald erstickt durch die aus persönlicher Aussprache gewonnene Erkenntnis, daß Ehler Schoof die Selbstmordabsicht nur aufgeschoben, nicht aufgegeben hat: der stets ernste und verschlossene Mann wartet offenbar nur den Zeitpunkt ab, wo er die zur Bezahlung seiner Verpflichtungen erforderliche Summe erübrigt hat. Da führt ein neuer Schicksalsschlag, der unter andern Umständen gerade zum Ausgangspunkt einer schweren seelischen Erschütterung geworden wäre, den scheinbar unheilbar Verstorbenen endgültig ins Leben zurück: Ehler Schoof wirft beim aufgedrungenen Ringkampf mit einem andern Deicharbeiter den baumstarken Gegner so unglücklich hin, daß dieser das Genick bricht. An seiner Schuldlosigkeit kann freilich kein Zweifel bestehen, und so wird er auch vom Gericht, dem er sich selbst gestellt hat, vollständig freigesprochen. Damit ist für ihn der Fall aber nicht erledigt: er erkundigt sich nach der Familie, der er wider Willen den Ernährer geraubt hat, und findet als einzigen Hinterbliebenen ein kleines vierjähriges Mädchen vor. Und dies Kind wird seine Rettung: nun hat er wieder eine Lebensaufgabe, einen Daseinsinhalt gewonnen, er will der Kleinen den Vater zu ersetzen suchen. Und bei der Ausführung dieses Vorhabens sieht er bald die Notwendigkeit ein, dem Kinde auch eine neue Mutter zu geben: aus der neuen Ehe, zu der er sich infolgedessen weniger aus eigenem Bedürfnis als aus Pflichtbewußtsein entschließt, aber erblüht ihm allmählich auch ein neues unmittelbares persönliches Glück.

In der Charakterzeichnung des Titelhelden ist diese Novelle der vorher gewürdigten „In't Fdrsterhus“ mindestens ebenbürtig. Vielleicht den höchsten Triumph der Fehrschen Erzählungskunst bedeutet das restlose Gelingen des Wagnisses, unmittelbar nach der erschütternden Tragik der Szenen, wie dem Zimmermann Frau und Kinder unter den Händen wegsterben, als entscheidendes Motiv für die vorläufige Abwendung der äußersten Katastrophe etwas so Banal-Profaisches wie die Mahnung an seine Geldschulden einzuführen; nur ein überragender Künstler konnte mit diesem Mittel die tatsächlich erreichte überzeugende Wirkung er-

zielen, jeder andere wäre bei solchem Beginnen unweigerlich dem Fluch der Lächerlichkeit verfallen. Als vor ungefähr einem Jahrzehnt Linn Kröger — der einzige unter den lebenden Dichtern Schleswig-Holsteins, dessen Schaffen, so völlig anders gerichtet es seiner besonderen künstlerischen Eigenart nach auch ist, als Gesamtwerk ebenbürtig neben dem seines Landsmannes steht — für die damals außerhalb der engeren Heimat nur wenig bekannten Bücher von Johann Hinrich Fehrs durch einen kleinen Aufsatz zu werben suchte, wies auch er vor allem auf „Ehler Schoof“ hin und urteilte dabei: „Nach meinem Dafürhalten ist ein über die beim Aufbau dieser Novelle angewandte Kunst — ist ein Darüberhinaus schwer möglich“. Mit souveräner Meisterhaft schöpft Fehrs alle durch die Form der Rahmenerzählung gegebenen Möglichkeiten bald direkter, bald indirekter Charakterisierung voll aus, bringt er in seine Darstellung einen fortwährenden, das Interesse neu verstärkenden Wechsel, indem er in die einzelnen Abschnitte des rückschauenden Berichts immer wieder Bezugnahmen auf dem Zuhörer schon bekannte Dinge einfließt.

Würde schon allein die Gestaltungskraft, die so Schicksal und Charakter des Ehler Schoof selbst in eindrucksvoller Steigerung immer mächtiger empormachsen läßt, dieser Erzählung einen hervorragenden Platz im Gesamtchaffen des Dichters anweisen, so gewinnt sie eine besondere Stellung innerhalb desselben noch dadurch, daß Fehrs hier zugleich eine ganze Reihe anderer Gestalten nicht nur episodisch einführt, sondern ausführlich charakterisiert, ja zum Teil auch ihr Geschick voll vor uns entrollt, doch in so organischer Verknüpfung mit dem Leben Ehler Schoofs, daß die künstlerische Einheit der Novelle dadurch niemals gefährdet wird. Welch anschauliches Leben gewinnt z. B. die alte Abel, die, uns aus früheren Erzählungen schon oberflächlich bekannt, hier erst uns die abstoßende Maske durchschauen läßt, hinter der so viel hilfsbereite und tatkräftige Güte verborgen ist, die nur einen Fehler hat: „Se will allns torecht bræken; gedüllig to tdbben, bet sil en Sak op en natürlige Art torecht lopen deit, is er nu mal

nich mitgebn". Auch aus dem „Gewitter“ tauchen zwei der Hauptpersonen hier wieder auf: der unglückliche Anton Zimmermann findet bei dem Unwetter, dessen Schilderung den Zusammenbruch des Schooffschen Familienglücks stimmungsweckend vorbereitet, den erbsendenden Tod, und seine Schwester Anna tritt aus der rein passiven Rolle, die sie in jener Novelle spielte, im späteren Verlauf dieser Erzählung ein wenig heraus. Am ausführlichsten aber ist Ehler Schoofs zweite Frau gezeichnet: Gleich zu Anfang lernen wir sie als junge Magd kennen, die aus dem Dorfe entflieht, als Ehler nicht sie, sondern ihre Freundin Emma zum Altar führt. Als aber dann das Unglück über den noch immer Geliebten hereinbricht, ist Wiebkn Soth die Einzige außer der alten Abel, die sich des vom Geschick so grausam Geschlagenen annimmt, während selbst seine besten Freunde im Dorf wie erstarrt in Untätigkeit verharren; schweigend geht die unbekannte Helferin dann wieder ihrer Wege, als keine Gefahr mehr für sein Leben besteht. Bis dann nach Ehlers Verschwinden Abel sie nochmals ins Dorf zurückruft, ins Haus der Anna Zimmermann, damit die beiden Frauen sich gegenseitig die Leere ihres Lebens ertragen helfen — und dann schließlich ihre unverbrüchliche Treue doch noch voll belohnt wird.

So wächst die Erzählung „Ehler Schoof“ durch den Reichtum der Geschehnisse und die Fülle der Personen, die sie in die Darstellung des Lebens ihrer Hauptgestalt hineinbezieht, eigentlich schon über den Rahmen einer Novelle hinaus, nähert sich schon der Form des Romans, in der Fehrs, der Siebzigjährige, nun sein unvergängliches Meisterwerk geben sollte.

Der Roman

Im Vorwort zu seinem letzten Novellenband hatte Fehrs versprochen: „Ik hev noch allerlei op 'n Harten un kam bald mal webber“, — das zielte auf den großen Roman, an dem er seit der Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts arbeitete. Aber es verging noch ein weiteres halbes Jahrzehnt sorgfältigster Arbeit, zu der ihm die Aufgabe seiner Lehrtätigkeit endlich die erwünschte Muße bot, bevor er im Spätherbst 1907 die Krone seines Schaffens vorlegen konnte: „Maren / En Døxroman ut de Tid von 1848—51“ — das Buch, das ihm endlich auch über seine engere Heimat hinaus die gebührende Beachtung verschaffen, das zum Ausgangspunkt für die volle Anerkennung seines gesamten dichterischen Lebenswerkes werden sollte.

Dem Leser, der dies reife und doch jugendfrische Werk des Siebzigjährigen zur Hand nimmt, ergeht es zunächst ähnlich wie bei des Dichters erster plattdeutscher Novelle „Lüttj Hinnerk“: er stellt seine Aufmerksamkeit vermutlich anfangs falsch ein, meinend, die junge sanfte Maria und ihre Liebe werde das Hauptthema des Romans abgeben, bis sie dann allmählich zurücktritt und die Titelheldin Maren immer mächtiger vor ihm aufwächst und schließlich das Ganze voll beherrscht. Aber was bei „Lüttj Hinnerk“ unkünstlerisches Anschlagen später fallen gelassener Motive war, ist hier bewußte, sicher durchgeführte künstlerische Absicht: die Gabe und Geduld umfassender Vorbereitung, die uns schon in manchen Novellen des Dichters entgegentrat, erscheint hier im Roman noch gesteigert. Mit ruhiger Bedächtigkeit gibt Fehrs zunächst von den verschiedensten Seiten, unter Einflechtung breit und behaglich ausgespinnener Episoden, eine mit lebensvollen Einzelheiten gesättigte Anschauung der Welt, in der seine Geschichte sich abspielen soll. Nach und nach löst sich aus der Menge die eine und andere Gestalt deutlicher heraus, langsam kommt die eigentliche Handlung in Fluß, schreitet dann schneller

und schneller vorwärts und eilt schließlich in gewaltiger dramatischer Steigerung zum Schluß. Daneben verschwinden aber die anfangs eingeführten Gestalten nicht wieder, auch ihre Lebensfäden werden weiter gesponnen, ihr Dasein und Tun begleitet die Haupthandlung bis ans Ende, ihr als Folie und Resonanz dienend. So wird die Technik des wirklichen Romans glänzend bewältigt: es ist keine erweiterte Novelle, die im Grunde nur das Schicksal einiger weniger Hauptpersonen entrollt, sondern ein breiter Lebensauschnitt bleibt dem Leser dauernd gegenwärtig, stets aber wird die Fülle der Stimmen und Bilder beherrscht von dem immer klarer und zwingender herausgearbeiteten Hauptmotiv.

Auf Hof Steenholt in der Nähe von Rendsburg sitzt Lyge Boyesen mit seinen Kindern und seiner Schwester Maren. Einst Herr eines großen Besizes in der nordfriesischen Marsch, von dem ihn eine Reihe von Unglückschlägen vertrieben hat, hält er sich hier nur mit Mühe über Wasser. Da kommt eines Tages zu ihm Paul Struck, der reichste Bauer von Flensbeck im Holsteinischen, und hält um die Hand Marias, Lyges schöner junger Tochter, an. Von Liebe kann keine Rede sein: Maria ist gegen zwanzig, Paul gegen vierzig Jahre alt. Aber Maren zerstreut alle Bedenken: den reichen Schwiegersohn darf Lyge sich nicht entgehen lassen. Halb überredet, halb gezwungen gibt Maria ihr Jawort, und bald zieht Maren mit ihr in Pauls Gewese ein, um alles für die Hochzeit vorzubereiten. — Damit setzt die Handlung des Romans ein.

Von Tag zu Tag wird die junge Braut stiller, und zumal nachdem sie im Leutnant Sterlau, der mit seinen Schleswigholsteinischen Soldaten bei Struck im Quartier liegt, einen jungen Mann kennen gelernt hat, der wirklich zu ihr passen würde, wird es ihr von Tag zu Tag klarer, daß sie die unnatürliche Verbindung nicht eingehen kann. Maren entgeht das auf die Dauer nicht, und bald steht es bei ihr fest: Maria darf nicht zu einer Heirat gezwungen werden, die sie unglücklich machen würde. Gleichwohl reißt sie nicht

sofort nach dieser Erkenntnis mit ihr zurück zum Bruder, sondern bleibt weiter mit ihr im Hause Paul Strucks. Und nach einiger Zeit hat sie es dahin gebracht, daß Paul seinerseits die Verlobung auffagt, Marias Vater dafür ein hohes Neugeld zahlt und — Maren zur Frau begehrt. Wie kommt das stolze, tüchtige Friesenmädchen dazu, sich an den geizigen, zu nichts Ordentlichem brauchbaren Paul Struck fetten zu wollen? Die wundervolle Unterredung Marens mit ihrem Bruder Lyge, der sie zuerst auch gar nicht begreift, gibt uns Auskunft:

„Dat wi uns vondag' so ganz un garni verstan kaent!“
 Maren süß mal op, denn rich se sik hdger: „Hest du ganz verggten, wat wi wüllt, Lyge Boysen? Mal bedüd din Nam wat in de Friesenmarsch, dat seeg man an Knecht un Deern, an Kopmann, Handwarfer, Bur un Raspelbagt, op 'n Mark un in de Kart; wenn en grot Mark in de Landschaft utricht warrn schull, denn weerst du een von de eersten in Rat un Dat. As dat Gewes unner Hamer keem, do brok dat stolte Gebüd, woto uns Ollervader vdr enige hunnert Jahr den Grundsteen leggt harr, tosam in Grus un Mus. Hin is hin — if bün de leg, de di wat vdrsmitt, wolken kann gegen Unglück? Du magst di damit trösten, dat du din ehrlichen Nam beholn, dat du nüks bedragen hest, un dat is wahr, dat kann if betügen. Awer de Nam Boysen is wandshaben warn un hett den Klang verlorn, den he mal harr. Seh di doch de Welt an! De Geld hett, is Waas, of wenn 't ut 'n Dreck halt is — de Armot mag sik versteken un den Bart holn. . . . An den Unglücksdag hev if mi in Seel un Hand schreben: rut ut den Kræpelkram! Wi mæt wedder na baben! Un büst du mi dütmal nich to Willn, so sdt if Steenholt nich wedder — if will di ni mehr as 'n Knecht op Arbeit gahn sehn!“

Als Maren aber dann als künstige Frau nach Hlenbeck fährt, wird ihr doch ängstlich zu Mut. „Wat er dat glücken mit Paul Struck? Se nehm em um sin Geld, rein um sin Geld, de Mann weer er doch gar to trurig: weer 't nich en grulich Leben, Jahr in un ut rümtohdden un to husen mit en Mann, de spatlahm is

in Willn un Don — kunn se em to Been bringn?“ Will sie sich vor Selbstverachtung bewahren, so muß sie versuchen, aus ihm dennoch einen leidlich brauchbaren Menschen zu machen. Wie ihr das nun in zäher, unverdrossener Erziehungsarbeit gelingt, das überzeugend und zwanglos durchzuführen, ist Fehrs in bewunderungswürdiger Weise gelungen. Leicht wird Maren ihr Vorhaben nicht, selbst ihre allzeit zuversichtliche Lattkraft muß einmal zugeben: „Wat Lyge er domals andäd harr, weer nu allns dar, Paul maß er dat Leben bitterfur. In Steenholt an de Sit von en Broder — wat harr se fde glückliche Dag' hatt. Un nu? Dag ut un in bi en Mann to wæn, de von 't Minschenleben wider nie kenn, as Geld tosam to schinnern un damit to juden, weer al en swar Dracht. Darbi en Kopp voller Egsinn un mit Insihten as en Jung, swimplietsch in allns, wat ton Kleenkram hdt, in grote Salen dummerig, ja ganz vernagelt, as harr he en Brett vden Kopp, rein gottverlaten! So kunn se all Dag' mit em rümstürn as mit en vertrieckt un unasch Ger.“ Aber schließlich zwingt sie es doch durch Frauenklugheit und Frauengüte.

Die entscheidenden Wendepunkte dieses stillen Kampfes, der nur gelegentlich in offene Fehde umschlägt, stellt Fehrs zum Teil unmittelbar dar in Szenen von packender Lebenswahrheit und erstaunlicher Menschenkenntnis, die den berufenen Erzieher verraten, ohne doch jemals schulmeisterlich anzumuten. So z. B. indem er erzählt, wie Maren die Hochzeitsfeier anordnet und dabei gleich ein bislang ungewohntes persönliches Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde anbahnt; wie sie zu Weihnachten ihren Mann das unbekannte Gefühl kosten läßt, anderen eine Freude bereitet zu haben; wie sie beim Hemdenzuschneiden scheinbar ganz zufällig und unabsichtlich dem in kurzfristiger Geldgier Befangenen die Sinnlosigkeit seiner Zinspekulationen zu Gemüte führt; wie sie nach einem durch boshafte Weiberzungen heraufbeschworenen Zwist ihn dazu bringt, sie notariell zur gleichberechtigten Mitbesitzerin seines ganzen Hab und Guts zu machen, und ihn so zwingt, die wucherischen Geldgeschäfte ganz aufzugeben. Aber auch andere,

nicht zwischen den beiden Ehegatten spielende Szenen dienen mittelbar dem gleichen Zweck, die allmählich mit Paul Struck vor sich gehende Veränderung zu veranschaulichen. So z. B. die prachtvoll realistische Schilderung der Sitzung beim Bauernvogt, in der über die Stellung zweier Gespanne für den Krieg gegen Dänemark beschlossen wird, wobei Maren's segensreicher Einfluß auf ihren Mann mit köstlichem Humor dargestellt ist. Zuerst sträubt Paul Struck sich heftig gegen die Versuche, ihn aus seinem gewohnten Geleise zu bringen, aber bald ist er ganz zufrieden mit der Veränderung, die fast unmerklich mit ihm vorging. Die Schilderung, wie in seinem Hause der Neujahrsabend 1849/50 gefeiert wird, zeigt so recht, wie behaglich und glücklich er sich schließlich in seiner neuen Lage fühlt: als der Großknecht halb wehmütig an seine Kinderjahre zurückdenkt, meint Paul Struck: „Dha, ik müch nich wedder trügghoppen, düsse Dag' sind teinmal schöner, teinmal!“ Und einige Zeit darauf gesteht er Maren selbst ganz unvermittelt: „So glücklich as nu bün ik noch ni west, noch ni eenmal, min lütt Maren!“

So könnte Maren mit ihrem Erfolg wohl zufrieden sein, wie denn auch ihr Bruder ihr zu diesem „Reisterstück“ Glück wünscht. Aber im Grunde hat sie doch eben alles nicht um ihres Mannes willen, sondern aus Liebe zu ihrem Bruder, aus Familienstolz getan, innerlich fühlt sie auch als Paul Struck's Frau sich noch immer als eine Waise. Und als nun das von ihr Unerwartete eintritt, als sie erkennt, daß sie Mutter werden wird, da bricht sie innerlich zusammen: die Natur hat ihre auf falscher Grundlage aufgebauten Berechnungen zunichte gemacht, fortan gehört sie unzertrennlich zur Familie Struck und hat kein Recht mehr, mit ihrem und ihres Mannes Vermögen ihrem Bruder hochzuhelfen, sondern muß jetzt an den künftigen Erben denken. Die Gewißheit über ihren Zustand erschüttert sie so, daß sie in ein schweres Fieber verfällt, ihre ausgewählten Gedanken verfolgen sie bis in den Traum und verdichten sich zu wirren Phantasien, in denen sie der verstorbenen Abel Rechenschaft über ihr Leben ablegen muß — eine grandiose

Szene voll suggestiver Wucht. Hierbei wird dem Leser auch noch eine weitere wichtige Aufklärung darüber, wie Naren es überhaupt über sich gewinnen konnte, sich einem ungeliebten, ja beinahe verachteten Manne hinzugeben: in früher Jugend hat sie schon einmal ihrer Familie ein schweres Opfer gebracht, nämlich einem geliebten armen Studenten entsagt und damit alle Hoffnung auf eigenes Liebesglück begraben. Erholt Naren sich nun auch äußerlich scheinbar bald von der Krankheit, die die Aufregung zur Folge hatte, sucht sie sich auch innerlich so gut wie möglich mit der unabänderlichen Tatsache abzufinden — „De Stolt is dwongen un mutt sik kuschen: ik bün Naren Struck un will nu mal versöken, wat sik ut de maken leet“, sagt sie zu Dortjn Holm —, so ist doch etwas in ihr zerbrochen, was sich durch keinen noch so starken Willen wieder kitten läßt, was auch durch die Wiedergewinnung des alten herzlichen Verhältnisses zum Bruder, den sie sich durch das doch schließlich zum Guten ausgelaufene „gefährlich Spill“ mit Maria entfremdet hatte, nicht auszugleichen ist. Und als nun der Schreck über die Unglücksnachricht von der verlorenen Schlacht bei Idstedt sie aufs Lager wirft und ihre Stunde kommt, da gebiert sie zwar ihrem Mann einen kräftigen, gesunden Jungen, sie selbst aber steht nicht wieder auf. Doch scheidet sie innerlich versöhnt mit ihrem Schicksal: ihr Bruder und ihr Mann stehen in gleicher Trauer als aufrichtige Freunde an ihrem Sterbebett, und ihr letztes Wort gilt dem Kind, das sie zuerst fast verabscheut hatte. Und daß das Werk Narens doch nicht vergeblich getan ist, wie vielmehr ihr Geist auch nach ihrem Tode im Struckschen Haus in Hlenbeck weiterlebt und weiterwirkt, das hat Fehrs in einem wunderbar geruhigen Schlußkapitel dargestellt: der Name Naren wird von niemanden genannt, und doch beherrscht und erfüllt ihr Gedächtnis sie alle, die sich dort zusammengefunden haben. „De velen Stöhl weern vondag' alltosam besett. Mot een nich, de dar in de Eck von de Veranda, mit sin deftigen krummen Arms un de bldnten Rügg- und Sittpulfster. De bleev lerrig. Dar ddrft sik nämms in setten, dat lett Paul ni to, dar is he egen in.“

„Es hat etwas Erhebendes, einem solch tüchtigen und tapferen Menschenkind begegnet zu sein im Leben. Hat man es gar um sich gehabt und seine Liebe erworben, ist's ein seltenes Glück, das nachklingt wie ein Glockenton“ — sagt angesichts ihres nahen Endes der Arzt zu ihrem Bruder Tnge. Und so lebt Maren, die kopfesklare und herzengewarme Frau, auch in der Erinnerung des Lesers unauslöschlich fort als eine Gestalt, von der ein Strom von Lebensmut und Lebenstüchtigkeit ausgeht. Denn Zehrs hat nicht etwa verstandesmäßig zu dem Problem der Ehe ohne Liebe, das er in seinem Roman so tief und klar behandelt, nachträglich eine Trägerin konstruiert, sondern er hat mit dem Auge des Künstlers einen vollblütigen Menschen geschaut und gezeichnet, der dieses Problem erlebt, der es sozusagen dem Leser vorlebt. Wir müssen weit umherschauen, ehe wir in unserer gesamten Literatur eine Dichtung von gleicher Gestaltungskraft und Eindringlichkeit erblicken.

So wundervoll aber auch die Hauptgestalt Maren an sich und in ihrem Verhältnis zu Bruder, Gatten und Dorfgemeinschaft herausgearbeitet ist, so wenig ist doch mit der Anerkennung dieser dichterischen Großtat dem überquellenden Reichtum des prächtigen Buches auch nur entfernt Genüge geschehen. Dessen überragende Bedeutung beruht ebenso sehr wie auf der rein menschlichen Tiefe und der künstlerischen Vollendung des darin ausgeführten Hauptvorwurfs auf einer zweiten es gleichermaßen auszeichnenden Eigenart: „Maren“ ist im besonderen ein wirklicher „Dorfroman“ im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie die gesamte deutsche Literatur — nicht nur die plattdeutsche — keinen gleichwertigen aufzuweisen hat. Denn das Dorf, in dem er spielt, wird hier nicht nur, wie so oft in so sich nennenden Werken, lediglich als Hintergrund für die Entwicklung der Haupthandlung benutzt, die Nebenpersonen sind nicht nur Staffage, werden nicht nur gelegentlich, sozusagen im Vorbeigehen, vorgeführt, um alsbald wieder zu verschwinden, sie scheinen nicht nur, wie so oft in Dorf-

geschichten, allein wegen der Hauptpersonen da zu sein — nein, der ganze oberflächliche Lebenskreis steht mit seiner täglichen Arbeit, mit seinen Sorgen und seinen Freuden dem Leser dauernd deutlich vor Augen, wird einem allmählich äußerlich und innerlich so vertraut, als hätte man jahrelang inmitten all dieser Leute gewohnt und ihr Leben mit ihnen geteilt.

Nur der Rheinländer Sterlau, der als Leutnant der schleswig-holsteinischen Armee nach Hlenbeck kommt gerade zur Zeit, als Maria dort weilt, mutet auf den ersten Blick im Vergleich zu den unübertrefflich realistisch gezeichneten Dorfbewohnern wohl etwas wesenlos an, und die zwischen ihm und der ebenfalls verhältnismäßig blaß und schemenhaft bleibenden Maria sich entspinnde Liebesgeschichte hat zweifellos einen etwas „romanhaften“ Anstrich. Aber als unwahrscheinlich wird man diese Nebenhandlung doch nicht bezeichnen dürfen; man bedenke, daß der Roman in der brausenden Zeit von 48 spielt, in der „romantisches“ Empfinden sich so stark wie vielleicht niemals sonst in entsprechendes Handeln umsetzte. Immerhin: dies ist der schwächste Teil der Dichtung, so geschickt Jehrs auch die Kette Sterlau-Maria-Lyge mit der Kette Waren-Struck-Lyge verwoben hat, so vorzüglich auch einzelne Szenen, wie z. B. die Aussprache zwischen Donsen und Sterlau, herausgekommen sind.

Um so plastischer treten alle anderen Gestalten hervor, um so überzeugender, in sich geschlossener verlaufen ihre Lebenslinien. Da ist vor allem die alte Abel Rahann, die „heel vgl beter is, as se utführt“, weil sie sich aus einem wüsten Leben ein im Grunde reines Herz, eine allzeit hilfsbereite Güte bewahrt hat. An der Wandlung und Vertiefung dieser Lieblingsgestalt des Dichters, die in seinen verschiedensten Werken immer wieder auftaucht, kann man so recht die Entwicklung seiner Kunst zu immer vollerer Charakterisierung verfolgen. In „Kurt Rainer“ war ihm Abel noch lediglich „des Dorfes schmutzige Zeitung“, in „Lüttj Hinnerk“ hieß es von ihr ähnlich: „Lo 't Dbrp hbr se as de Kdter to 'n Ecksteen: dar weer nix so heilig un rein, se spie darop, wenn gr

dat mal in 'n Weggen stunn“, aber andererseits wird doch auch schon ihre Dankbarkeit für genossene Freundlichkeit hervorgehoben; in „Ehler Schoof“ hat sie die Grundzüge ihrer äußeren Erscheinung auch nicht verändert: „Mir is er mehr towedbern as dat Dörp in Freyden; Leben un Bewegung mutt se um sik sehn, un wenn 't ok Strit un Spektakel is“, aber hier lüftet der Dichter doch schon stark die abstoßende Maske und zeigt die dahinter verborgene uneigennütige, wenn auch etwas gewaltsame Hilfsbereitschaft für alle vom Unglück Verfolgten, ihr warm, wenn auch nicht sonderlich zart fühlendes Herz. Aber erst in „Maren“ wird uns das volle Verständnis für diese widerspruchsvolle Erscheinung: nach der schlichten und doch so ergreifenden Erzählung ihrer Lebensgeschichte durch Dortjn Holm — die über diesen Eigenzweck hinaus entscheidende Bedeutung für den Verlauf des ganzen Romans hat — wissen wir, daß das wenig sympathische äußerliche Gebaren des verrufenen Dorfschreckens im Grunde nur die Notwehr einer vom Leben grausam Geheßten ist, mit der wir trotz all ihrer schweren eigenen Schuld tiefes Mitleid empfinden, so daß der Dichter schließlich mit der Schilderung ihres Sterbens eine fast erhabene Stimmung auslösen kann. Was Fehrs einst im Vorwort zu seiner zweiten Novellensammlung ausgesprochen hat, das hat er in der Gestalt der alten Abel bewunderungswürdig dargestellt: „Ik mutt seggn, dat ik ganz keen Fründ bün von Minschen, von de man ümmer een oder en paar æwer twödf togeben mutt, um en Duß voll to maken. De ole Stubbn, kræpelig, krumm un knasterig, is mi, wenn he man sund un lebennig an de Buttlet is, ümmer hell willkommen. Jede Fol is en Fær, de uns Herrgott — oder as dat Mod is to seggn: dat Schickfal — plögt hett, un jede Åhr un Æin weet wat to vertellen. Un wenn mal een dartzwischen is, de utführt, dat man wol vdr em bang warnn kunn, so is 't mi en grote Freud, wenn man in em noch dat Goldkorn finnt' deitt, dat uns Herrgott mal in em rinlegt hett.“

Noch eine zweite ganz einzigartige Gestalt hat Fehrs geschaffen im alten Schäfer Dirk Preen, neben dessen stellenweise ins Mysti-

sche wachsender schlichter Erhabenheit alle ähnlichen Versuche unsrer gesamten Literatur fast wie flache Mache wirken. „He weer en betjn sunnerbar, de ol Dirk-Schepet, sän de Lüd, he sprok to Winschen knapp en Wort, awer wenn he alleen weer, denn snack he mit sif sülden un mit sin Hund, un de em belurt harrn, vertelln, dat he denn von ole schöne Liden sprok un de bdsē Welt anklag, de nu allens op 'n Kopp stell un beter weten wull.“ Er ist aber nichts weniger als ein verschrobener Sonderling; den Eindruck, den diese wundervoll ausgeführte Figur auf den Leser macht, wird im Roman selbst bei seinem Tode treffend zusammengefaßt in die Worte: „He un sin Spig un sin Schap hōrn to de Biert as de kräpelige Fūhrn, as Darkenbom un Krattbusch; de Heiloh harr mit em en Stück Leben verlarn. De Mann leet, as harr de ole Welt, de nu al lang versackt un vergan weer, wedder Leben, harr en pultrigen Schepetrock antrocken un hōtt Schap merrn in de sore Heiloh.“ Seine Visionen, wie die vom König, der am „großen Tag“ kommen wird, um von seinem versunkenen Reich wieder Besitz zu nehmen, oder vom Tod, der von Pulvergeruch und Trommel- und Trompetenklang angelockt, an einsamer Stelle in der Nähe der feindlichen Heere sich niederläßt und Tag und Nacht seine Sense schärft, bis er beim ersten Kanonendonner aufspringt und an seine grausige Arbeit geht, gehören zum poetisch Schönsten der gesamten plattdeutschen Prosadichtung. Die Szene zwischen ihm und Paul Struck, wo er diesem das Leben und Sterben seines Ohms, des Bucherers Henn Karf, in unheimlichen, atembeklemmenden Bildern vormalt, bildet einen der künstlerischen Höhepunkte des ganzen Buches und findet in plattdeutscher Sprache überhaupt nicht ihresgleichen. Und dann als Kontrast zu diesem Ausbruch glühenden Hasses die beinahe feierliche Schilderung, wie Dirk, tagelang mit seinen Lieren ohne Nahrung eingeschneit, Trank und Speise von sich weist, bis die Schafe und sein Hund Durst und Hunger gestillt haben . . .

Nicht minder lebensvoll und eindringlich sind aber all die durchaus „normalen“ Gestalten gezeichnet, die in ihrer Gesamt-

heit das ganze Dorf vom Bauernvogt an bis herab zum Kuhjungen Hannes Holm schier lückenlos vertreten — lauter scharf beobachtete und realistisch wiedergegebene Männer und Frauen und Kinder, jeder für sich ein Typus und doch voll individueller Eigenart und Einzelzüge. Was für ein Prachtstern ist z. B. dieser Bauernvogt (Gemeindevorsteher) Detelt Kolff! Wöllig ungezwungen und ungekünstelt alle Szenen, in denen er auftritt, und doch wirkt er geradezu wie die Verkörperung bäuerlichen Stolzes und bäuerlicher Tüchtigkeit in seinem vorbildlichen Verhältnis zu Frau und Sohn, in seiner kraftvollen Regierung des Dorfes, in seiner heißen Anteilnahme am Schicksal des Landes, das sich vergeblich unter schweren Opfern an Gut und Blut gegen die dänische Vergewaltigung seiner deutschen Eigenart auflehnt. Wie vertraut wird uns weiterhin die Dynastie Rimitt, vor allem ihr erlauchtes Haupt Neels, der lustige Dorffchuster, durch den Fehrs in das im ganzen tiefernste Buch köstliche Szenen voll echten, übermütigen Humors eingestreut hat, und der gleichwohl kein fader Spasmmacher ist, sondern ein Mann, der sich in seiner Weise tapfer genug mit dem Leben herumschlägt, wie z. B. das köstliche Kapitel zeigt, wo er sich selbst gründlich den Kopf wäscht, weil er sich zuerst gedärget hatte, daß sein Sohn Niklas nicht Schwiegersohn des reichen Fabrikanten wurde. Aber auch die dunklen Schatten im Lebenskreis Hlenbeck werden nicht vertuscht: wir erleben mit, wie Wiebni Wollt, als sie die Leere ihrer liebelosen Ehe nicht länger ertragen kann, zu Wasser geht; wir sind Zeuge, wie der Großknecht Klas Kamack sich von Waren ins Gewissen reden lassen muß, weil er die eigene Braut verführt hat; wir lernen in den Schwestern Suhr, zumal in Elisbe, höchst unsympathische Vertreter der Dorfweiblichkeit kennen. Was für eine prächtige liebe alte Frau ist dann freilich wieder Dortjn Holm, wie wundervoll schlicht und ergreifend ist allein die Szene, wie sie ihrem Gotte für die glückliche Wiederkehr ihres Enkels, des Schlingels Hannes Holm, dankt, der zu den Soldaten nach Kiel entlaufen war: „Süh mal“, sagt sie zum Nachtwächter, der sich

wundert, daß sie so spät noch Licht hat, „acht Dag' un Nachten hev ik unsen Herrgott vdr de Dær leggen un hev em anbedelt, bet he mi den Jung an de Hand herbröcht hett; de negente Dag un Nacht hört em dar baben — versteift du mi? De Freud un de Dank lett mi nich to Rau kam. Wullt du mi nu en Gefalln don, so segg nūms wat davon un ga fdr dūsse Nacht min Kat en bētn ut 'n Weggen — ik kunn jo de Finstern verhangn, awer ik wull 't ni geern. De Hēben is so klar, uns de Steerns seht mi an as Engelsogen; wenn ik na baben kil, so plinkt se mi to, un mi is denn tomot, as wenn uns Herrgott darachter steit un sik mit mi freut. Du glöbst wol söwat nich, awer do mi den Gefalln!“ Mit so unaufdringlicher Innigkeit kommt überall das schlichte, sozusagen rein menschliche Gottvertrauen der Lieblingsgestalten des Dichters zum Ausdruck, wenn er es einmal in Worte faßt, anstatt es, wie das gewöhnlich seine Art ist, einfach im Handeln und Dulden sich offenbaren zu lassen. Mit einer einzigen derartigen Bemerkung versteht er mitunter einen Menschen anschaulich hinzustellen und dem Herzen des Lesers nahe zu bringen; wie lebendig wird z. B. der Geistliche allein durch die paar Worte, deren Keils Rivitt sich angesichts der Leiche Wiebn Wollts unwillkürlich erinnert: „Wat sä Pastor Kusß domals, as he insigent war? Hand an sik leggn, is grulich un trurig, weer sin Wort, awer wahr di, son Wünsch wat natosmiten un em Seel un Seligkeit aftospreken! Uns Herrgott hett en grot Erbarm, vel gröter, as wi verstahn kaent, fdr all de arm Seeln, de flunklahm un an alle Lēden tobraken em to Fōden stōrrt. Wat domals de ol Herr seggt harr, weer noch Evansgeeln fdr em, so ok dūt tröstliche Wort.“

Ebenso sicher, wie Fehrs die einzelnen Gestalten für sich und im Gegenpiel Weniger herausarbeitet, bewältigt er aber auch größere Massenzonen, in denen ganze Gruppen der Dorfwelt zugleich vorgeführt werden, wobei sich dann wieder aus dem Chor doch klar die einzelnen Stimmen herausheben. Die ungemein lebendige und anschauliche Schilderung der über die Kriegsdienste beratenden und beschließenden „Burlab“ wurde schon erwähnt.

Wie hier die Männer, so führt Zehrs einen großen Teil der Frauen zweimal zusammen in Kaffeegesellschaften, das erste mal bei Elbe Suhr, das zweite mal bei Waren Struck; in beiden Schilderungen treten die verschiedenen Charaktere und Temperamente gleich plastisch heraus, zum Teil sind es sogar dieselben Personen, und doch welcher Unterschied nicht nur in der ganzen Stimmung im allgemeinen, sondern auch in der Art, wie die einzelnen sich geben! Auch die Dorfjugend wird nicht vergessen, auch sie wird nicht nur in einzelnen Vertretern wie dem liebenswürdigen Schlingel Hannes Holm und dem prächtigen Jungen Martel Rolff, sondern hin und wieder auch als Masse vorgeführt, besonders lebendig z. B. in der so übermütig einsetzenden und so bedrückt auslaufenden Szene, wo sie beim Soldatenspiel auf den betrunkenen Landstreicher Jörn Terres stößt und von ihm die Unglückskunde über die verlorene Schlacht bei Friedericia erfährt.

Trotz dieses schier unerschöpflichen Gestaltenreichtums, trotz der Fülle ineinander verflochtener Schicksale, die er vorführt, zerfällt der Roman nun aber keineswegs in einzelne nur lose zusammenhängende Episoden, der Aufbau des Ganzen ist vielmehr geradezu bewundernswert straff, ja einfach mustergültig. Keine der vielen Nebenpersonen, keine der zahlreichen scheinbar nur zwischen diesen spielenden Szenen ist nur um ihrer selbst willen da. Sie alle fügen sich als notwendige Glieder dem einheitlichen Plan ein, stets fällt durch sie auf die Titelheldin Waren irgendein neues Licht oder führen sie die Haupthandlung in irgendeiner Weise ein Stück weiter. Waren bleibt stets die alles überragende Gestalt, um die sich alles gruppiert. Und das ist eben das Einzigartige des Buches, das, was es über alle anderen Dorfromane erhebt: daß es ein umfassendes Kulturbild dörflichen Lebens in unverbrüchlicher Treue, ohne jede Verzerrung oder Verzeichnung bietet, und daß all diese ungemein anschaulichen Bilder und Gestalten von einem kraftvollen Kunstwillen zusammengehalten werden im Dienste eines einheitlichen Kunstziels, daß sie mit der Darstellung einer tiefen und reichen seelischen Entwicklung zusammenge-

schweift sind zu einem Gesamtkunstwerk höchsten Stils, in dem niederdeutsche Eigenart allseitigen, vollendet dichterischen Ausdruck gefunden hat.

Wie Fehrs seine Gestalten unbeschadet der typischen Bedeutung, die er ihnen zu verleihen weiß, doch mit reichstem individuellem Leben erfüllt, so hat er auch dem in seinen Grundzügen allgemeingültigen Gesamtbild der holsteinischen Dorfwelt, das er in seinem Roman entwirft, doch eine bestimmte Zeitfärbung gegeben. „En Odrroman ut de Tid von 1848—51“ nennt er das Buch, d. h. aus der Zeit der schleswigholsteinischen Erhebung; und diese Bezeichnung steht nicht nur auf dem Titelblatt, sondern diese Zeitstimmung wird im Roman wirklich innerlich lebendig und nicht etwa nur durch gelegentliche Erwähnung historischer Namen und Daten angedeutet, wie das so häufig in sogenannten geschichtlichen Romanen der Fall ist.

Fehrs führt uns freilich nicht mitten in die Kriegsereignisse der Erhebungszeit. Holstein und somit auch sein „Ilenbæd“ blieben ja davon verschont, direkter Kriegsschauplatz zu sein. Wohl aber werfen die Ereignisse von weiter oben, aus Schleswig und Jütland, ihr Licht und ihren Schatten auch in dieses kleine Dorf, auch seine Bewohner nehmen an den Geschehnissen des Landes mehr oder minder persönlichen Anteil und nicht nur dort, wo sie ihre Wirkungen, wie in vielen Fällen, ganz unmittelbar verspüren, wo der Krieg mit seiner unerbittlichen Faust hart in ihr eigenes Leben eingreift. Die Freude über eine gewonnene, der Schmerz über eine verlorene Schlacht, Hoffnung und Sorge um das Vaterland werden auch hier laut; aber niemals werden unkünstlerisch belehrende Berichte über den Verlauf der großen Ereignisse eingeschoben, sondern stets ist das, was von ihnen erzählt wird, irgendwie eng mit der eigentlichen Handlung des Romans verwoben. Wie unmittelbar die Unglückskunde von Fredericia in das frohe Treiben der Dorffjugend einschlägt, wurde schon hervorgehoben. Ähnlich ist es mit der Trauerbotschaft von der durch die Kopfslosigkeit des

Generals Willisen aus einem schon fast gewonnenen Sieg in eine Niederlage verwandelten Schlacht bei Idstedt; sie gibt den letzten Anstoß zu Marenss kdrperlichem Zusammenbruch. So wird die tapfere Frau, bei der zwar „de Verstand ümmer op Vorpösten stunn“, in deren Brust aber gleichwohl ein so warm empfindendes Herz schlägt, davor bewahrt, das Schwerste zu erleben: „den Dag, de sdr ümmer ingravn is in jedes Holstenhart: do keem' düttsche Bröder mit Kolbn un Kanon un dwungn dat lütt Land in den olen Klaken“

Von dem glühenden Mitgefühl, das in jenen Jahren das ganze deutsche Volk dem Bruderkamm im Norden entgegenbrachte, der mit dem Mute der Verzweiflung für die Erhaltung seiner deutschen Eigenart kämpfte, künden heute fast nur noch vergilbte Blätter der Geschichte. Größere Ereignisse haben die Erinnerung an jene Zeit verwischt, über dem erreichten Ziel der Reichsgründung hat man die Anfänge, über den entscheidenden Schlachten die einleitenden Vorpostengefächte vergessen, ja es hat sogar auch auf neudeutscher Seite nicht an Versuchen gefehlt, die geschichtliche Wahrheit zu fälschen, die aus edelsten Gefühlen geborene Erhebung eines Volkes gegen willkürliche Bedrückung und Vergewaltigung seines Deutschtums als „auführerisch“ zu verdächtigen. Und doch hat Schleswig-Holstein allen Grund, auf jene Zeit stolz zu sein. Mag auch gegen die damaligen Schlagwörter vom Standpunkt der historischen Forschung formell manches einzuwenden sein, sachlich im Recht waren jene tapferen Männer zweifellos, wenn sie ihre Heimat nicht als dänische Provinz behandeln lassen, wenn sie ihre verfassungsmäßige Sonderstellung geachtet wissen wollten. Und sind die Zwillingsherzogtümer vor 65 Jahren auch schließlich — größtenteils nicht durch eigene Schuld — äußerlich unterlegen, mußten sie auch, von deutschen Regierungen geknebelt, schließlich in ohnmächtigem Grimm die Waffen strecken — der Kampf, in dem das kleine Land das Menschenmögliche leistete, ist nicht vergeblich gewesen, wie ein Kampf ums Recht nie vergeblich ist.

„Ümsünst? Ümsünst schüht nij in de Welt, Mann!“ ruft ein

alter Offizier im Roman dem Bauernvogt zu, den die Unruhe über die Zukunft nach Idstedt getrieben hat. „Noch is 't ni to æwerschn, awer een Gewinn is al dar: uns lütt Land is wak warn un weet, wo dat hinstörn mutt, wenn 't mal wedder Dag ward un anner Weder. Ik warr dat säch ni mehr aflöben, awer Se sünd in de besten Jahrn. Ohrn stiv, Mann, un den Kopp hoch! Seggn Se sülben: weer 't nich en Wunner, wenn uns dat all, wat wi drömt un häpt hebbt, na en lütten Krieg man so in 'n Schot falln war? Kamt eben ut 'n Slap, de veerhunnert Jahr durt hett, un sünd op 'n mal swar rik? Ja, weer uns lütt Land en Märchenwelt, kummt 't säch angahn; dar kommt dat vdr, dat een sik mit en hogen Puckel slapen leggt un wakt op slant und schier un schdn. Wat wi wüllt, is noch en Krieg weert, un de ward kam. Is 't ni so? Dat wi denn prat sünd, dar schüllt Se to hdlpen, Se un jede Dur un Bdrger, jede Bader un Moder.“ Und der Bauernvogt gibt die Mahnung weiter: „Wenn 't Unglück wen schull, denn mæt wi uns begeben un in Geduld den Dag afdiben, de kam mutt un kam ward. Bet darhin mæt wi uns Jungs darop störn un tostuzen, damit düsse Dag er ni vdrsinnt as Slapmügen. Se schüllt utfechten, wat uns verglippt is, schüllt vellig noch ganz anners God un Blot daran wagen. Awer ok uns Dächter schüllt hdlpen. Vele Fruns, jung un old, hebbt uns in düsse harden Jahrn wiest, dat se mehr lænt as dazgen, lachen un spaßen, wenn de Soldaten mit lustige Musik in de Ddrpstrat rinmarscheert, mehr as klagen un jammern, wenn in de Feern de Kanon opspelt. Wid achter de Front hebbt se in kole Lid dat Hus hell un warm holn, Mann, Sæhn un Bräutigam utstürt, den Rot steilt un er tospraken, wenn se mal flamm warn un ünner Rbh un Rot dalbreken wulln . . . Nu weet ik, wat ik don kann un mutt, wenn de Dän de Babenhand krigen schull. Dat is in son Lostand mehr as 'n leidigen Trost.“

Solche Gedanken und Hoffnungen waren es, die den Schleswig-Holsteinern über das folgende Jahrzwölft voll knirschend ertragener Bedrückung hinweghalfen. Sie sind nicht so in Erfüllung

gegangen, wie jenes schwergeprüfte Geschlecht es ersehnte: wohl kam auch für die meerrumrauschte Nordmark

„Der Tag, wo diese deutsche Erde

Im Ring des großen Reiches liegt“,

wie Theodor Storm in jenen Tagen unverzagt sang; aber die Ehre der heldenmütigen Kämpfer von 1848/51 mußten wider Willen tatenlos zuschauen, wie 1864 dem Dänen, der geglaubt hatte, die vermeintlich wehrlosen Elbherzogtümer vollends überschließen zu können, das deutsche Land und Volk endgültig entrisen wurde; und das Ergebnis:

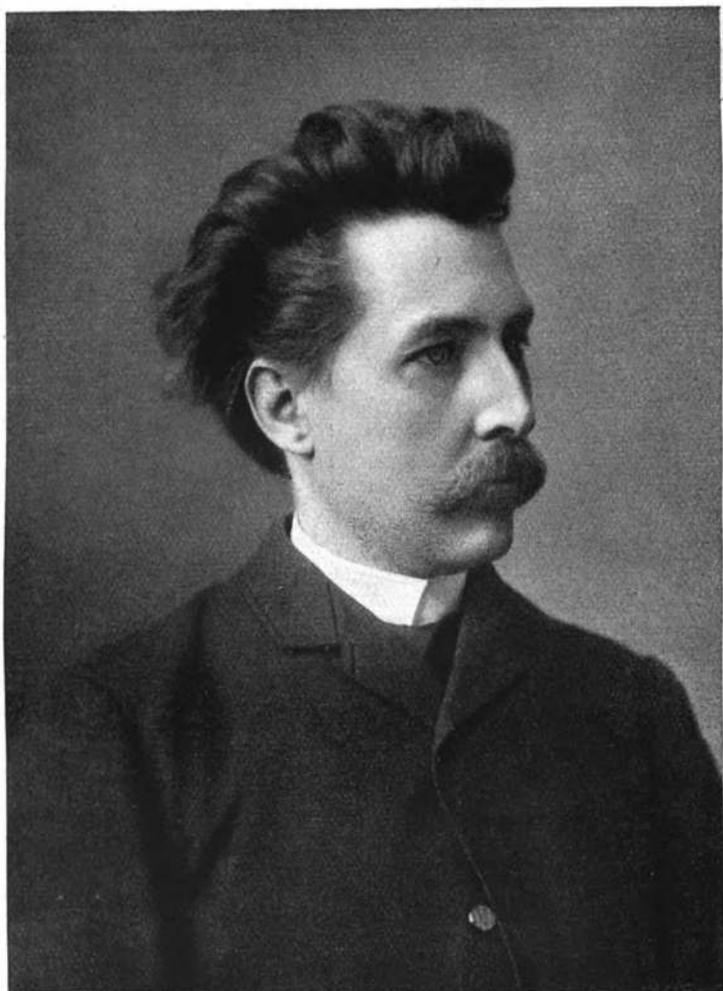
„Berichten mag es die Geschichte,

Doch keines Dichters froher Mund“,

ist das einzige, was Theodor Storm damals zu sagen mußte.

Aber aus den Enttäuschungen der engeren Heimat erwuchs die vorläufige Erfüllung der Sehnsucht des großen Vaterlandes: nicht nur Schleswig-Holstein, sondern ganz Deutschland war wach geworden, und der große Staatsmann, der nicht nur wußte, wohin er steuern mußte, sondern der auch die Kraft hatte, den Kurs durchzuhalten, fand in den Rechten, für die das kleine Land anderthalb Jahrzehnte vorher geblutet hatte, die Grundlage, auf der er seinen stolzen Bau beginnen konnte.

Die letzten Zeugen und Mitkämpfer jener großen Zeit Schleswig-Holsteins tragen wir in diesen Jahren einen nach dem andern zu Grabe. Daß mit ihnen nicht auch die Erinnerung an das, was sie erstrebt und mittelbar auch erreicht haben, dahinsterbe, verbürgt uns des einstigen Landesparteilers Fehrs Roman „Maren“, der noch in späten Geschlechtern die aus der Vorfahren Laten hervorleuchtende Gesinnung wach und wirksam erhalten wird.



Johann Hinrich Fehrs
im fünften Lebensjahrzehnt

Die Sprache

Wullt du nich smacken, Klas, so stopp nich an;
Wo du nich rin wullt, Klas, dar flopp nich an;
Wat du nicht eten magst, dat bit nich an,
Un hâst en Dangkür, fang en Strit nich an!
Nimmst du di awer vdr en eernsthast Wark,
Denn man nich ful, lütt Klas, un schawl dat von de Süt nich an!

Bei der bisherigen Einzelwürdigung der Fehrschen Dichtungen ist mit gutem Bedacht im allgemeinen fast ganz außer Acht gelassen, daß die meisten seiner Schöpfungen und gerade jene, denen er seine überragende Stellung im Schrifttum der Gegenwart verdankt, in plattdeutscher Sprache geschrieben sind. Es galt, die rein dichterischen Werte der Gedichte, der Erzählungen, des Romans aufzuzeigen, den Rang zu bestimmen, den sie in der gesamtdeutschen Literatur einnehmen ohne Rücksicht auf ihre sprachliche Sonderart.

Denn wenn wir für die plattdeutsche Dichtung die unumwundene Anerkennung ihrer völligen Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung neben der hochdeutschen verlangen und erstreben, so ist die notwendige Voraussetzung dafür, daß wir an sie genau so strenge ästhetische Maßstäbe anlegen wie an die Werke in der allgemeinen Schriftsprache. Nur die Dichtungen, die diese Feuerprobe bestehen, bedeuten eine wirkliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur, der man mit dem vielfach üblichen unkritischen „Böhlwollen“ einen noch schlechteren Dienst erweist als mit der aus Unkenntnis und Trägheit erwachsenden völligen Nichtbeachtung. Für jene Werke aber, die solchen ungeminderten ästhetischen Anforderungen voll genügen, darf und muß man dann auch die Anteilnahme Aller fordern, die überhaupt echte Kunst zu würdigen wissen.

Johann Hinrich Fehrs ist — das müßten die bisherigen Ausführungen dargelegt haben — ein Vollblutdichter solcher Art. Aber er ist zugleich — darauf soll jetzt mit einigen Worten noch besonders verwiesen werden — ein Klassiker der plattdeutschen Sprache.

Aus jahrhundertlangem Schlaf hatte vor nunmehr 60 Jahren Klaus Groth die Muttersprache der Niederdeutschen — die einst das ganze öffentliche Leben des deutschen Nordens beherrschte, in

der der Sachsenspiegel das deutsche Recht aufgezeichnet, in der die stolze Hanse mit Königen und Kaisern verkehrt hatte — zu neuem dichterischem Leben erweckt. Mit seinem unvergleichlichen „Quickborn“ erbrachte er den vollgültigen Beweis, daß diese damals allgemein als plump und roh verachtete Sprache ebenso wohl wie ihre hochdeutsche Schwester imstande sei, alle Regungen des Menschenherzens, alle Absichten des Dichtervillens restlos auszuprägen, sobald nur ein echter Künstler sie meistert. Denn die Gedichte, in denen er das Volksleben seiner dithmarsischen Heimat so erschöpfend widerspiegelte, sind künstlerisch so vollendet, daß Klaus Groth stets als einer der größten Lyriker aller Zeiten genannt werden wird. Bedeutete dieser fast beispiellose Erfolg den Anfang einer neuen glänzenden Epoche niederdeutscher Dichtung, oder war es nur ein letztes Aufflackern vor dem endgültigen Sterben des Plattdeutschen, vor seiner scheinbar unaufhaltbaren Verdrängung durch die hochdeutsche Amtssprache, die in Schule und Zeitung zwei so übermächtige Anwälte hat? Zunächst gewann das Interesse an plattdeutscher Literatur noch ungeahnt an Ausdehnung durch das Auftreten von Fritz Reuter, doch kam dieser äußere Erfolg leider nicht entfernt in gleichem Maße der durch Klaus Groth mit so glänzendem Gelingen eingeleiteten künstlerischen Rehabilitation des Plattdeutschen zugute. Die „Läuschen un Himels“, die Reuter zuerst populär machten, waren vielmehr ein schlimmster Rückfall in jene Niederungen banaler Sentimentalitäten und plumper Spasmachereien, aus denen Groth seine Muttersprache eben erst emporgeführt hatte, und durch sie wurde der Blick des Publikums ein für allemal so falsch eingestellt, daß es sich auch in den späteren reifen Schöpfungen des Mecklenburgers zur Hauptsache an dessen nicht eben wählerischen Humor hielt. Noch heute kennt das Volk als „seinen“ Reuter fast nur diesen „kleinen“ Reuter, die berufsmäßigen Rezitatoren holen sich ebenfalls aus ihm billige Triumphe, der „große“ Reuter der trotz ihrer künstlerischen Mängel unererschöpflich gehaltvollen „Franzoesentid“, „Festungstid“ und „Stromtid“ ist viel weniger bekannt und ge-

schätzt, als man nach der ungeheuren Verbreitung seiner Werke anzunehmen geneigt sein könnte. Und der dritte gleichzeitig schaffende Neuerwecker der plattdeutschen Dichtung, John Brinckman, ist überhaupt damals fast garnicht und eigentlich auch heute noch nicht durchgedrungen, obwohl auch seine Werke nach Erbschen des Urheberrechtes nun bereits anderthalb Jahrzehnte lang in billigsten Ausgaben vorliegen. Das große Heer der plattdeutschen Ausschriststeller aber, das die lockenden Erfolge Frig Reuters auf den Plan rief, hatte dessen Menschengestaltungskraft so gut wie garnichts an die Seite zu stellen und suchte nun diesen Mangel durch Überbietung seiner als wirksam erprobten mehr oder minder äußerlichen Komik auszugleichen. Das Ergebnis war so unvermeidlich wie bedauerlich: die plattdeutsche Literatur, eben erst zu künstlerischer Würde erhoben, artete größtenteils wieder in jene grobe und bde Spasmmacherei aus, die ihr vorher die wohlverdiente Geringschätzung poetisch anspruchsvollerer Geister zugezogen hatte, und die gebildeten Kreise, denen solche Produkte wiederholt in die Hände fielen, kamen bald wieder dahin, gleichgültig oder gar verächtlich auf die „überlebte Dialektdichtung“ hinabzusehen. Daß sie damit einer ganzen Reihe ernst zu nehmender, ja zum Teil bedeutender Talente bitter Unrecht taten — wer will es ihnen so arg verdenken?

Unter diesen ungünstigen Verhältnissen hatte auch Johann Hinrich Fehrs lange zu leiden. Wäre jene Depression nicht eingetreten, wäre sie nicht noch verstärkt worden durch die papierne „Revolution der Literatur“, die in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts leider nicht nur die konventionelle Epigoneliteratur, sondern zugleich alle gesunde, bodenständige Dichtung zugunsten überschätzter ausländischer Autoren zurückdrängte, so hätte die allgemeine Anerkennung der schon in den Novellenbänden zutage tretenden ungewöhnlichen Gestaltungskraft des Dichters nicht so lange auf sich warten lassen. Nun hat erst das Meisterwerk „Maren“ den Bann gebrochen, den das Vorurteil gegen jegliche neuere plattdeutsche Literatur über sein Schaffen

verhängt hatte, und vom Roman aus rückwärts blickend, entdeckte man denn auch in weiteren Kreisen die künstlerischen Werte seiner früheren Dichtungen. So bedeutet die Tatsache, daß Fehrs heute mit seltener Einmütigkeit als ein niederdeutscher Klassiker anerkannt wird, zugleich die Wiederanerkenntung der Ebenbürtigkeit, der Vollwertigkeit echter plattdeutscher Dichtung überhaupt.

Zu dieser Einsicht hätte die Kritik nun freilich schon eher kommen können. Kein Geringerer als Klaus Groth selbst hat bereits vor einem Vierteljahrhundert die Meisterschaft seines Landmannes in der poetischen Behandlung seiner Muttersprache mit klaren Worten bezeugt: „Es ist eine wahre Erquickung“, schrieb er damals, „einmal ein reines holsteinisches Platt zu lesen, das man, in der Prosa wenigstens, kaum mehr zu sehen bekommt. Das ist kein verbauerteter Dialekt, den Fehrs spricht, der kokettiert nicht mit falscher Naivität, verdreht nicht Fremdwörter, um recht natürlich platt zu erscheinen; nein, er spricht und schreibt die gebildete Sprache eines geborenen Plattdeutschen. Dabei ist sie reich an selteneren Ausdrücken und eigentümlichen Bildern, die nicht der Lektüre entnommen, sondern auf holsteinischem Boden aus der Betrachtung der täglichen Umgebung geschöpft, aber eben darum wahr, echt und schlagend sind.“ Wie würde der Quickhorn-Dichter sich erst gefreut haben, hätte er die späteren reiften Novellen und Erzählungen und vollends den Roman „Maren“ noch erleben dürfen! Denn darin ist Fehrs auch in der Sprachbehandlung noch weit über seine schon solchen Lobes würdigen Anfänge hinausgelangt. Wortschatz und Satzbau haben nichts von ihrer alten Echtheit und Reinheit eingebüßt, aber Biegsamkeit und Ausdruckskraft haben noch zugenommen, alle Saiten des Menschenherzens erklingen jetzt in ihr mit gleich reinem und vollem Ton. Zartheit und Derbheit, Behmut und Freude, Humor und Tragik — alle Register der Empfindungen hat Fehrs auf seiner Orgel, so daß man fast zweifeln möchte, ob dies wirklich dasselbe Instrument ist, das schlechte Musikanten so oft als Leierkasten mißbraucht haben. Zum erstenmal aber hat Fehrs in platt-

deutscher Prosa — seiner wundervoll klingenden Prosa, die überall seine musikalische Begabung verrät — auch schlecht hin erhabene Stimmungen zu vollem Ausklang gebracht, ohne daß auch nur von ferne ein banal-sentimentaler Unterton mitschwänge, wie er feinere Ohren z. B. bei Reuters gelegentlichen derartigen Versuchen so empfindlich stört. Es gibt eben für Jehrs auf dem weiten Gebiet der Kunst nichts, was er nicht in seiner geliebten Muttersprache restlos, von den mächtigsten Akkorden bis zu den feinsten Untertönen des Seelen- und Sinnenlebens, auszudrücken vermöchte. Damit ist dem Vorurteil von der angeblich beschränkten Verwendungsmöglichkeit der plattdeutschen Sprache wohl endgültig der Boden abgegraben: was ein niederdeutsches Herz irgend empfindet, daß läßt sich auch in plattdeutsche Worte fassen — es gehört nur eben der rechte Mann dazu, der alle in dieser von Anschauung gesättigten, noch nicht durch Parlament und Presse abgenutzten Sprache schlummernden Möglichkeiten in Wirklichkeiten umzuwandeln, der ihren Reichtum an noch ungenüßtem Gold auszuprägen versteht.

Sollte diese Erkenntnis uns nicht eigentlich ein Ansporn sein, unsre Ziele im Kampf um die volle Wiederanerkenntung der plattdeutschen Sprache etwas höher zu stecken, als es zurzeit selbst von ihren eifrigsten Anwälten geschieht? Gewiß gilt es zunächst einmal, der vollwertigen niederdeutschen Dichtung die ihr gebührende allgemeine Schätzung und Verbreitung zu verschaffen. Das erfordert allein schon die Dankbarkeit gegen die Dichter, die ihrer Muttersprache unentwegt die Treue gehalten, die nicht um äußeren Erfolges willen die Ursprünglichkeit des künstlerischen Schaffensprozesses gefälscht haben, bei dem mit den Gestalten und Bildern zugleich die plattdeutsche Form geboren wurde. Das rät weiterhin der Umstand, daß hier verhältnismäßig am leichtesten wenigstens Teilerfolge zu erringen sind, weil die plattdeutsche Sprache auf dem Gebiet der Kunst eben Leistungen aufzuweisen hat, die nur der bare Unverstand leugnen, nur kleinliche Mißgunst be-

mäkeln könnte. Aber selbst wenn wir dies Ziel über Erwarten voll erreichen, wenn wir gute plattdeutsche Bücher in jedes niederdeutsche Haus bringen, wenn wir annehmen dürfen, daß sie dort nun auch zunächst wirklich gelesen werden — was haben wir dann gewonnen? Zwar nicht wenig, aber doch nicht genug. Wenn daneben der mündliche Gebrauch der plattdeutschen Sprache in so erschreckendem Maße abnimmt wie bisher, wenn das Plattdeutsche selbst dort, wo es noch täglich gesprochen wird, von Jahr zu Jahr seine rassistige Reinheit mehr und mehr verliert, dann werden wir in nicht allzuferner Zeit dahin kommen, daß die plattdeutsche Dichtung einem Museum gleicht, in dem man die Zeugen einer untergegangenen Kultur aufbewahrt und dann und wann mit leiser Wehmut betrachtet. Gewiß, solch Museum ist immer noch besser als der spurlose Untergang — aber wertvoller als die Aufstapelung mehr oder minder toter Schätze ist doch wohl die Lebendigerhaltung der Kultur, von der sie zeugen. Das ewige bloße Eintreten für die plattdeutsche Dichtung, die uns die alte bodenständige Kultur doch nur widerspiegelt, wenn auch noch so treu, ist im Grunde garnicht so unähnlich dem Verfahren des Staates, der erst jahrhundertlang die plattdeutsche Sprache fast systematisch ausgerottet hat und nun mit großen Kosten die Trümmer des stolzen Baus, den niederzureißen er so tapfer geholfen hat, mühsam in Wörterbücher stopft und auf Phonographenwalzen eingräbt. Was nützte es denn groß, wenn dereinst unsern Enkeln, die die Mutterlaute ihrer Vorfahren wie eine Fremdsprache lernen müßten, deren Wert in noch so hohen Löhnen auf Befehl des amtlichen Lehrplans gepriesen würde? wenn die Studenten der Germanistik aus ihr den Stoff zu unzähligen Doktorarbeiten nähmen? die Philologen über sie dickleibige gelehrte Bücher schrieben? Das Seziermesser macht keinen Leichnam lebendig. Sonst rühmt man doch so laut den Fortschritt der ärztlichen Wissenschaft, die ihre Hauptaufgabe im Vorbeugen, im Verhüten von Krankheiten sehe — warum überträgt man diese wissenschaftliche Erkenntnis und Praxis nicht auf die Behandlung der plattdeutschen Sprache, die

langsam aber unaufhaltsam dahinzusiechen droht? Die wertvollste plattdeutsche Dichtung vermag allein diesen Verfall nicht aufzuhalten; denn was nützt sie, wenn bald niemand mehr sie lesen kann? Dahin aber kommen wir allmählich, wenn nichts Entscheidendes geschieht; denn die Dichtung allein erhält eine Sprache nicht am Leben, der sonst auf jede Weise der Boden abgegraben wird.

Die wachsende Einsicht in den unerseßlichen Wert der Mundarten, also auch der plattdeutschen und ganz besonders der plattdeutschen mit ihrer starken Eigenart, für die Verhütung einer allmählichen Arterienverkalkung der Schriftsprache läßt ja allgemach die trüchtigen Stimmen verstummen, die einen baldigen Untergang des Plattdeutschen wohl gar für wünschenswert hielten. Aber mit dem bedauernden Achselzucken über das angeblich nun einmal unabwendbare Geschick ist uns auch nicht mehr gedient, im Gegenteil, das kann nur entmutigend wirken, während die frühere Schmähung wenigstens bei den Einsichtigen tatkräftigen Widerspruch erzeugte. Wir müssen zum Glauben an die Daseinsberechtigung den Glauben an die Lebenskraft unserer Muttersprache zurückgewinnen und lautverkünden. Unsere Dichter haben ihn uns zum Teil gegeben — warum nun dabei stehen bleiben? Warum soll für die andern Gebiete des geistigen Lebens die plattdeutsche Sprache zu arm sein? Gewiß, chemische Formeln lassen sich nicht plattdeutsch schreiben und aussprechen — aber auch nicht hochdeutsch. Zurzeit freilich haben wir es verlernt, andere Dinge als die des täglichen Lebens mühelos plattdeutsch zu erdtern — so müssen wir es eben wieder lernen! Um nur eines herauszugreifen: wer bei der Feier zur Weihe des Klaus-Groth-Brunnens in Kiel den plattdeutschen Vortrag Dr. Paulys über den Quickborn-Dichter hörte oder ihn später in den „Mitteilungen aus dem Quickborn“ las, hat z. B. den Beweis erlebt, daß in reinstem Plattdeutsch ästhetische Erdörterungen möglich sind, die mancher Literaturhistoriker nicht einmal in ebenso reinem Hochdeutsch vorzubringen vermag. Oder wer hätte je vernommen, daß die Niederländer zu-

gegeben hätten, in ihrer Sprache könnten sie nicht alle ihre Angelegenheiten verhandeln? Nun, das Niederländische ist ja auch eine Art Niederdeutsch, nicht wahr? Vor unserm Plattdeutsch hat es zwar den Vorzug voraus, nie aus der Übung zur Erledigung aller Anliegen des ganzen Volkes gekommen zu sein. Aber verlorene Übung läßt sich wiedergewinnen, wenn nur ein fester Wille da ist, eine verlorene Stellung läßt sich zurückerobern, wenn's nur nicht an Mut und Ausdauer gebricht.

Freilich gilt auch in diesem Kampf um die Erhaltung der Muttersprache der alterprobt Grundsatz, daß die beste Verteidigung der Angriff ist. Die heutige Stellung des Plattdeutschen ist auf die Dauer strategisch unhaltbar; wir können unser Kulturgebiet nur dann mit Aussicht auf Erfolg verteidigen, wenn wir gewisse Stellungen, aus denen wir uns kampflos haben hinausmandorieren lassen, von neuem besetzen. In der Literatur ist der Anfang dazu gemacht; die Stellung, die die plattdeutsche Dichtung von Rang neuerdings wieder einzunehmen beginnt, ist ein schöner Beweis dafür, was unentwegte Arbeit zu erreichen vermag. Nun gilt es, auch auf andern Gebieten ebenso unablässig zu wirken.

Zwei Einrichtungen sind es vor allem, die das Plattdeutsche verdrängt haben: die Presse und die Schule. Diese beiden, bis vor kurzem noch unsre unzugänglichen Gegner, müssen wir daher nun für unsre Sache gewinnen. Das steigende Ansehen der plattdeutschen Literatur kommt ja auch zum Teil in der Presse zum Ausdruck, die ihr neuerdings wieder verständnisvolle Würdigungen widmet, dann und wann auch schon eigene ernst zu nehmende plattdeutsche Beiträge bringt. Manche Redakteure möchten auf diesem Wege gern noch viel weiter gehen, wenn sie in ihrem Leserkreis nur mehr erkenntliche Unterstützung fänden. Hier könnte jeder Einzelne der niederdeutschen Bewegung wertvolle Dienste leisten, wenn er in jedem einzelnen Fall dem Verlag seiner Zeitung seine freudige Anerkennung für solche Pflege heimatlicher Art und Kunst zum Ausdruck brächte — dadurch gibt er einer wohlwollenden Redak-

tion den dringend erwünschten Rückhalt gegen böswilligen Unverstand, ja veranlaßt wohl gar eine Zeitung, die im Grunde für unsre Kultur gar nichts übrig hat, ihr doch Beachtung zu schenken. Es wird so oft mit Recht darüber geklagt, daß die Presse vielfach nicht der Führer sondern der Sklave des Publikums ist — nutzen wir diese Sachlage doch dazu aus, um aus ihr heraus auch einmal etwas Gutes zu erzwingen! Wären die Niederdeutschen sich nur einig in der Forderung ernsterer Pflege ihrer Muttersprache durch die Presse, brächten sie diese Forderung Redaktion und Verlag gegenüber auch unermüdlich offen zum Ausdruck — in verhältnismäßig kurzer Zeit würden die heimatischen Zeitungen dem Plattdeutschen in viel weiterem Umfange als bisher zur Verfügung stehen; und würden selbst gut dabei fahren, da dann umgekehrt die heimats stolzen Leser umso treuer zu ihnen stehen und ihnen so die Verteidigung ihres Gebiets gegen eine gewisse reichshauptstädtische Allerweltpresse erleichtern würden.

Wichtiger aber noch als die Presse ist die Schule, die durch die Ausschaltung, ja Bekämpfung der Muttersprache ihrer Zöglinge dem Plattdeutschen den schwersten Abbruch getan hat. Neuerdings werden ja zwar plattdeutsche Gedichte und Erzählungen hin und wieder auch in die Schullesebücher aufgenommen; aber das ist nur ein Tropfen auf einen heißen Stein, der bringt unsrer Sprache keine nennenswerte Erfrischung. Nein, die Schule muß ihre alte Schuld nach Kräften wieder abzutragen suchen, indem sie hinfort, in Anpassung ihrer Praxis an die wissenschaftliche Erkenntnis des unerseßlichen Wertes des Plattdeutschen, die Stammessprache systematisch hegt und pflegt. Nicht als ob wir verlangten, der Lehrbetrieb solle künftig zur Hauptsache wieder plattdeutsch erfolgen wie in der „guten alten Zeit“; aber darauf müssen wir hinarbeiten, daß künftig mit Hilfe rein plattdeutscher Lesebücher die Stammessprache wenigstens in einigen Wochenstunden Pflichtgegenstand des Unterrichts wird. Erst wenn so die Ebenbürtigkeit des Plattdeutschen „amtlich“ anerkannt ist, wird auch das ganze niederdeutsche Volk mit berechtigtem Stolz an ihr festhalten; nur

wenn so in der Schule über die Reinheit der Stammesprache gewacht wird, ist Hoffnung vorhanden, daß der drohenden Verdorrung und Verwilderung durch die Mischung mit verderbtem Hochdeutsch Einhalt geboten wird. Voraussetzung dafür ist freilich, daß die Lehrer selbst die Stammesprache rein und fließend sprechen, was in der Regel nur Landeskindern voll gelingen wird, so viel auch eine verständige Vorbereitung durch die Seminare hierzu tun kann, wo das Plattdeutsche natürlich ebenso Pflichtfach werden muß, wie seine Beherrschung für die Erlangung der Lehrbefähigung im Deutschen an höheren Schulen Niederdeutschlands zu fordern ist. Aber die argen Erfahrungen, die unsre ganze Heimatkultur mit der Überflutung durch landfremde Beamte aller Arten auf allen Gebieten im letzten halben Jahrhundert gemacht hat, muß ja an sich schon zu der Forderung führen, hinfort hier Wandel zu schaffen. Bislang fehlt den „verantwortlichen Stellen“ freilich noch jegliches Verständnis für diese wichtigsten Kulturaufgaben — ist doch das Unglaubliche Ereignis geworden, daß sogar die freiwillige Pflege der friesischen Stammesprache in der Schule, wofür die Sylter Friesen durch Schaffung eines vortrefflichen friesischen Lesebuchs große Opfer gebracht hatten, glatt verboten wurde, trotz der schönen Erfolge dieser Schulstunden, zu deren Besuch man keinerlei Zwang ausübte! Schon politische Erwägungen hätten zu einer gegenteiligen Stellungnahme und entsprechender Anwendung auf die plattdeutschen Mundarten führen sollen; denn keinen bessern Damm gäbe es gegen das immer angriffslustiger andrängende Dänentum als die Stärkung des Stammesbewußtsein durch Förderung der Stammesprache. Aber es scheint wirklich, als wolle man „oben“ alle kraftvoll-gesunde Stammeseigenart mit Gewalt zerschlagen, um an ihre Stelle einen ja vielleicht bequemer zu regierenden charakterlosen Wischmasch zu setzen. So ist denn natürlich auch mit bereitwilligem Eingehen auf unsre Forderung zwangsweiser Einführung plattdeutschen Schulunterrichts vorläufig erst recht nicht zu rechnen — um so lauter und ununterbrochener müssen wir diese Forderung erheben!

Man sage nicht, das sei ein aussichtsloses Beginnen. Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt. Die Zweifler und Kleinmütigen mögen nach Belgien blicken, wo die Flamen, deren niederdeutsche Sprache vor gar nicht so langer Zeit von der das öffentliche Leben beherrschenden französischen ebenfalls völlig in den Winkel gedrückt war, in zähem Kampf eine Stellung nach der andern zurückerobert haben. Oder nach Norwegen, wo der seit Jahrhunderten fast verschüttete Dorn des Landsmaal, der angestammten germanischen Volkssprache, neuerdings in so reichen Fluten quillt, daß die Gegner, die vor wenigen Jahren noch die junge Bewegung mit geringschätzigem Spott abtun zu können glaubten, sich zum Teil schon mit dem Gedanken an die Abdankung der bisherigen Schriftsprache vertraut machen.

Darauf zielt nun unser Trachten nicht, wir wollen der hochdeutschen Schriftsprache nichts nehmen, wir wollen nur für die niederdeutschen Stammsprachen volles Lebensrecht und volle Lebensmöglichkeit. Deutschland hat sich durch zielbewußten Ausbau kleiner Anfänge allmählich eine starke Flottenrüstung geschaffen, nicht in der Absicht, das seeherrschende England zu überfallen, sondern nur in der klaren Erkenntnis der Gefahr, sonst eines Tages rettungslos erdrückt zu werden. In ähnlicher Lage befindet sich die Kultur Niederdeutschlands: wir müssen und wollen die heutige mehr als bescheidene Machtstellung unsrer plattdeutschen Stammsprache ausbauen, nicht um uns für einen künftigen Entscheidungskampf mit der herrschenden hochdeutschen Schriftsprache vorzubereiten (hier ist die Entscheidung ein für alle mal gefallen), sondern nur um uns der sonst unabwendbar drohenden völligen Erdrosselung in günstigerer Verteidigungsstellung erwehren zu können — auch im Kulturkampf brauchen wir eine stärkere Rüstung und bessere strategische Grenzen.

Planvoll vorbereiten und hoffnungsfreudig durchhalten — das ist uns Aufgabe und Pflicht. Nie die letzten Ziele aus den Augen verlieren, aber darüber nicht die nächsten Notwendigkeiten vergessen; nicht zu leicht befriedigt sein, aber auch keine Gelegenheit

zu noch so bescheidenen Teilerfolgen ungenutzt lassen — so nur genügen wir dieser Pflicht. Wenn Selbsttreue und Fähigkeit noch unfres Stammes Merkmal ist, kann schließlich der Erfolg nicht ausbleiben.

Auf einem Arbeitsgebiet sind ja schon erfreuliche Erfolge erreicht: unfre Stammesdichter bringen wieder stärker als seit langen Jahrzehnten ins Volk; aber auch dies ist nur ein Anfang. Wie einer der Besten, den Niederdeutschland hervorgebracht hat, wie der Dichter, dem dies Buch gewidmet ist, in Hoffnung und Sorge über die Lage der plattdeutschen Sprache und der plattdeutschen Literatur denkt, möge man aus seinen eigenen hier folgenden Ausführungen entnehmen — und möge dann auch danach handeln!

En lütt Kapittel

æwer uns' ol Moderspraak un ðr Kinner
von Johann Hinrich Fehrs

Dat Wort Moderspraak dud al an, dat se uns neeger angan deit as jede anner Sprach. Wi hebbt er nich blot von uns' Moder lehr, ne, se sülben is uns en rechte Moder warn, de uns' lütt Seel hegt un plegt, s'd't, opkleed un s'd'r't Leben utsturt hett. Wat wi ol s'd'hin, dachen un drömen in Freud' un Truer, bi Wunn un Wehdag', bi de frame Arbeit un in de Raustunn, an Fest- un Fierdag, bi Kindelbeer, Hochtid, Dod un Graff: æwerall un s'dr allens harr se en Wort s'dr uns, en Utbrud, de dat volle Hart, wat s'ik mitto vdr Freud, Gram un Gram un Smart nich faten un laten kunn, mal oplachen oder obschrien leet, danken un beden. Uns' Vader un Moder verlat uns, wenn se s'ik dalleggt op'n Karthof, se leet uns ni los un bliot bi uns, wenn wi ðr ni verlaten dot.

Un wat dot wi, ðr Kinner?

Wel lud maht dat mit er Moderspraak grad ebenso as mit ðr olen Mdbel. Ik meen de Mdbel, wo uns Ollervader sin Best an dan hett. He bruf darto en stark un sund Ekenholt, denn he wull mehr as en Stück Mdbel maken for Geld, he wull ol noch

sin eeruften, sekeluften un sin framen Gedanken rinleggen in sin Bark. So iesel un hawel un hamer he denn mit gemachlichen Zwer un mit Andacht, de nu so rar warn is, un bröck wat toflann, wat wi en lütt Kunstwart ndm' maet. Düsse oln Schappen, Laden, Klockenhüs sünd darbi praktisch, stark un op 'e Dur — ach, wo lang' is de Hand vergan, de er maet hett, un se stat noch dar in all er Strenwigkeit un Schönheit un vertellt uns, wat uns Ollervader gldvt, sunn un dacht un kunnt hett, un sach noch vel mehr, wenn wi en Kunstwart to lesen verstat.

Ni wahr, son Möbel kant en Ehrnplaz verlangen un hdt in de beste Stuv, in den Pefel? Awer dar mutt man wat belegen! En gode Fründ von tri sunn in de Eck von en Kofstall en ol verfidvtes Hörschapp. He löff dat fdr 'n Daler, harr 't awer seker billiger kregen, wenn he ni so unvorsichtig west weer, glif so vel to beden. Un nu he dat Schapp reinmaet un de Fars affragt hett, dat man wedder dat schöne Holt sehn kann, war he dat seker fdr hundert Daler nich verköpen. — Vdr Jahren reisen hier to Lann swarte un witte Juden rüm, de löffen fdr 'n Ei un Botterbrod ole Laden, Mangelbüter, Koffer op, de se fdr hoge Priesen na England verschachern, un man kann düsse Lüd noch drapen, besumers op 'n Ddrpen. Se maet en schön Geschäft un lacht de dummen Buren wat ut, de ern Stolt un Schaz ni kennt, em in de Kumpellkamer oder op de Strat smiten dot, um sil dasbe glatte Möbel un allerhand finen Aastram rantoslepen um schönes Geld. Düsse doorschen Lüd meent, wat Mod is, is ol schön, un wet garnich, dat de Schönheit nie ut 'e Mod kam kann.

So gung un geit dat velmals mit Möbel un Diller, so gung un geit dat mit uns schöne Modersprak. Lüd, de op 'n Lann barn un opwuffen sünd, gat nu al sit Jahren in Schowen na de Stadt, um in Barkstiel, Laden, Kael un Fabrik er Brod to sölen. Kamt se na en paar Jahren mal na er Heimat ton Besöl, denn hebdt de meisten mit den beierwandschen Kock ol er Modersprak achter sil smeten, dasbe sprekt se en Hochdütsch, dat een slecht tomot ward. Fdrher kunn' se allens seggen, wat se op 'n Harten harten un in er um-

gung, en Gram un Gramm, Freud un Stolt, Angst un Sorg, Spott un Spaß — narms is de fine un groffdrachtige Humor beter bi Wort as dar, wo plattdütsch snackt ward! Nu fehlt er dat rechte Wort, un wat se seggt, dat klingt so hochbeinig, so instudeert un habenop, so — unwahr. Se hebbt mit er Moderspraak, de se as en ol Stück Möbel affett hebbt, en Stück von er Seel verlarn. Idr dat, wat se umhangt, antreckt, et un drinkt, verdeen un tosett, hebbt se of nu en Utdruck; awer fdr dat, wat sünst in de Seel umgeit, fehlt er dat Wort, un er Vestes, er Gemdt, mutt darbi verkümmern und verlam.

Bedurn kann man düsse Lüd, awer man kann er verstan. Uns ol Moderspraak is rutsmeten ut Karf un Schol, ut Riksdrag un Vörgerversammlung, dat Kommando op de Kriegsflott un in de Landarmee is hochdütsch; wat op 'n Lann en betjn vdrstellen will, spricht hoch, un in de Städter is uns ol Moder vdr de Ddr sett, in de allermeisten Hüs ddrf se ni kam, un wenn de Kinner mal en plattdütsch Wort mitbringt, ward se utlummelt, Kætsch, Kinnerdeen mæt hochdütsch spreken un sik wat utlachen laten, wenn se mal darbi æwern Tæhn haut. Hier is uns' Moder, de plattdütsch Sprak, so wid rünner kam, dat se lett as en ol schrumpelig Stratenwiv, dat man mal en Brocken hinsmiten oder of mit Schimpen un Schelln von de Ddr jagen deit.

Kann man sik dar wunnern, dat uns' eenfachen Lüd, de nich mal wet, wat se an er ol Moder hebbt, er den Loppaß gevt un in't hochdütsche Lager gat? Se wüllt of wat warnn, of mal wat vdrstellen in de Welt! Dar mutt man sik losmaken von sin pracherigen Anhang, besunners, wenn 't gar verlangt ward. „Platt“ heet so vel as ganz gewöhnlich, ornär, gemeen, denkt se, also weg damit, pfui, sowat mutt man nich in den Mund nehmn! Un mit de Sprak stuppt se allens af, wat mit uns Moderspraak old un olmodsch warn is: Huswies, Aeedung, Bruf bi Fest, Fier un Truer, Eenfachheit, Knappheit in de Red, den framen Sinn un Gott weet, wat sünst noch all!

Dat is to'n Erbarm! Un Leev un Erbarm weer 't, wat en Mann

op den Gedanken brach, de verkehrten Rinner to wiesen, dat er Roder, de se in er Dorheit för old, wummerlich un bedelarm holden, in sik jung un quick un darbi swarrik is. De Mann weer een von er grötsten Jungs, en Mann von de Kunst, en Goldsmid, as wi man een hebbt, un sin Nam is Klaus Groth.

Dat Dithmarscher Land hett en Goldsot, vertellt uns Frenssen in „Fden Uhl“, voll von gülden Ketten, Ringen, Spangen, Döker un Schaln. Wi wet, dat is en ol Märchen, wat Rinner un ol Lüd sik geern in Schummern vertellt. Dat Dithmarscher Land hett awer en würllichen Goldsot, den jedereen kenn' schull, dat is de „Quickborn“, un all, wat dar inliggt, is echtes, blankes Gold. De „Quickborn“ hegt noch lang nich allens, wat uns' ol Roder hett — wo kunn dat wol angan! Awer wat he uns wiesen deit, is en heel grot Vermägen un jedes Stück en Kunstwerk. Un knapp weer de „Quickborn“ bekannt warn, keem' anner Reisters, de of wat to wiesen harrn von uns ol Roder ern groten Schag, de een mehr, de anner weniger.

Maken nu awer de Rinner grote Dgen! Se vergeten Neß un Mund bi all de Herrlichkeit. Wokeen harr dat dacht, dat de ol Roder son Kunst verstunn un noch so vel achter de Dken harr! Fredher leet se as en ol Biv ut 'e Armlat, nu stunn se op 'n mal dar as en vdrnehmige Dam mit en gülden Kron un hoch in Staat, en betjn olmodsch, awer affummerlich schdn.

Un wat den un dot nu er Rinner?

Uns' ol Roder ward nich mehr so minnachtig behandelt as fredher, awer se wahnt — butenvdr. De plattdütsche Spraak kommt nich wedder in Karf un Schol, se ward nich wedder to Gericht sitten, sogar in de Wdrgerversammlung lett er hochdütsche Schwester er nich wedder to Wort kam. Dat will se of garnich. De Lid, as dat angan kunn, is lang verpafst, un grote Dorheit war dat wen, wenn wi er nu voll wedder insetten wulln. Wat denn von er verlangt warrn müß, war se of garni ken, se war darbi in grote Berlegenheit kam. Ik hev noch reinen plattdütschen Ünnerricht hatt bi min oln Perseptter, awer blot bi't Ketten, Schrieben un in

de Biblische Geschicht; in de Religionslehr sprok of he al hochdütisch. De Professers schreeben un sproken fröhher latinsch, naher of wol frantzösch, denn hochdütisch, so bleev uns Moderspraak hutensvdr. Wenn mal seggt warn is, uns' Moderspraak harr fdr allens en Utdruck, se kunn ewer allens reden, of ewer gelehrte Saken, so kent wi nich ja darto seggn, dat is nich so. Wull se dat mal versöken, denn müß se dat al maken as min Eilja-Mäsch. Wi de war mal hogen, vdrnehmen Besöck anseggt, den se doch garto geern vdrnehm opwahrn wull. Awer dat fehl er an Servjetten, Zuckertangen, sülwern Kpeln, an Wien- un Likdr-glas, sine Laffen, Töller un Schötteln. Wat deit se? Se lehnt dat in de Stadt bi Hinz un Kunz tosam, un wat do noch fehlt, bi den Kopmann. Dat gev denn en Gelag, wo er nix von tohbr, as wat in de Schötteln weer, un de wunnerlichen Kraßfödt, de se maken dö.

Sowat maet wi uns ol Moder nich tomoden, dat steit er nich an. Er hochdütische Schwester is nu al ewer tweehunnert Jahr an de Arbeit, sik enigermaten wedder rein to maken von all de Fremdwdr, de se sik opsackt hett, un ümmer noch sitt se voll. Uns' ol Moder is en rennliche Fru, de war bi son Lusttram nich durn kæn, un darüm hollt se den Bart, wenn von Saken spraken ward, de se ni kennt.

Awer op er egen Rebeit, wo se spreken kann un al sit urole Liden dat Regiment hatt hett, will se sik nich in't Geheg kam laten von er hochdütische Süster. Un hier rdpyt se er Kinner op, se schüllt er bistan. Dot se dat?

Groth, Reuter un annere Meisters von de Kunst hebbt er Leben daran sett, er ol Moder wedder hoch to bringen; gelehrte Herrn sitt er to Föden un schrievt dal, wat se seggt un ordmt un sinnt, sammelt er Leeder, Sprickwdr, Redensarten un Infäll, er Sagen un Märchen un stellt en Wdrterbof tosam, damit nix verlarn geit; iwrige Frunn von de plattdütische Sak un Sprak ropt de annern Kinner tosam un grünt in Stadt un Ddrp Vereene, wo uns' Moder haben an 'n Disch sitt. Dar ward plattdütisch spraken un

fungn, Theater speelt, Vdrdrag holn, Dæntjens vertellt, platt-
dütſche Wdker ſammelt, verloſt un verſchenkt.

Man ſiht, dar is un ward wat dan. Un dochen, if mutt dat
man gradut ſeggn: unſ' ol Moder is ganz nich toſreþden un kann
nich toſreþden wgn.

Wi hebht plattdütſche Dichtungen en lange Keeg, echt, wahr,
ſchdn un ſund bet op de Knaken, awer geern harrn wi mehr
davon, unſ' ol Moder hett noch ſo vgl op 'n Harten. Leider lett ſik
dat blot wünſchen, nich dwingen, denn Dichtergaben ſünd en
Snab' von Gott, de wi in Geduld aftdbben mæt. Gelehrte un
ſlitige Frunn von unſ' Modersprak ward ſik of in Lokunſt ſinn,
awer ſe lænt nich allens don, ſe mæt Hdþp hebbn.

Ik weer förtlich in min Heimat. De breede Land- un Sand-
weg is Schoſſee warn, de Bahntog pruſt un bruuſt den Dag veer-
tein mal ddr't Feld un hollt wol twdſf mal in Mælnbarbeck an, de
Poſt kommt twe mal un bringt Zeitung un Breewen allerlei Art;
de Viert is ton Deel opbraken warn to Kornland, darachter rament
de Trummel, blaſt de Trumpett un ſprekt de Kanonen en baſch
Wort. Dat is nu all recht god, de Lüd in Ddrp ward dar krall bi
un ſünd damit ganz toſreþden. Awer if hev mi verſchrafen, as if
mal nip in er Sprak rinkhdn dē. Wdr as: günt, Kebeit, Reſchop,
Hamwehr, Hansop uſw. warn von vgl Lüd nich mehr verſtan,
un ole Nams fbr Stücken in de Feldmark weern rein weg. Dat
Dndiksholt is utrad — wo lang durt dat, denn kennt nūms mehr
den Nam un de Stell, wo mal de ole Mæl ſtunn, de dat Ddrp
den Nam geben hett. Un ſchull dat wol in anner Ddrper op düt
Flach vgl anners utſehn? Hier is Arbeit fbr Bur un Knecht, Bur-
ſtru un Deern, un de Lehrer in Ddrp war ſik en Gottslohn ver-
deen, wenn he ſöken un ſammeln holp, wenn he allens, wat an
Art un Druk aftam will un vergeten ward, daſchrieben oder gar
— wenn 't angeit un wat Godes is — wedder lebennig maken dē.
Denn wenn wi unſ' ol Modersprak beholn un rein holn wüllt,
gelt nu dat Wort: alle Mann treckt an! Ewerall ſtiggt de hoch-
dütſch Sprak æwer Lun un Wall. Ole ſchöne Wdr un Nams, de

uns wat vertellen kœnt, ward affett un verggten, un hochdûtsche slippt dafdr rin, bringt gar noch hochdûtsche Form mit, de uns' Moderspraak ganz verdarvt un an't Leben gat. Wo oft bemdtt uns al dat hochdûtsche Partizip, de hochdûtsche Genitiv un Dativ!

In de Stadt, wo uns' ol Moder mehr as annerswo in de Klemm kommt, will de plattdûtsche Vereen er to Sit stan. He ndmt sik „Jungs holt fast“, „Quickborn“, „Eet“, „Doppelseet“ fogar, oder of na en Dichter, den he besummers ehrn will, un alle Nams dâd darop hin, dat he in Deenst is bi sin ol Moder un fdr er arbe'n deit. Of hier schull dat Wort gelln: alle Mann treckt an! Ob se dat denn of wûrklîch dot?

In den plattdûtschen Vereen maekt vel Litmaten dat so: se be-
talt ern Bidrag un lat nu Gott den Vader un den Wderstand for-
gen un tdvt geruhig af, wat er fdr den Abend op de Kdp smeten
ward. Wennicheen mag denken, wenn ik sowat segg: de Keel ward
negwies! Wat schall ik denn noch mehr don?

Du fragst, so will ik of mal fragen. Kannst du Plattdûtsch lesen?
Dat to lehrn, is en heel lûtte Wdh, wenn man hochdûtsch lesen
kann: heft du di de lûtte Wdh maekt? — Ik lees mal en plattdûtsch
Vertelln vdr, un as ik to Enn weer, meen en goden Frûnd von
mi: „'t is doch en Vergudgen antohdrn, awer weet d'r Deubel,
ik kann den Kram affluts nich lesen!“ De dat sâ, weer en Lehrer,
en Wursæhn, in Dithmarschen barn un tagen! — Un wenn du
lesen kannst: list du to Hus of mal din Fru un Kinner en platt-
dûtsch Bok vdr? En egen Wdkerie is en lûtte Husapthel fdr de
Seel: heft du een un sûnd dar plattdûtsche Wdker in? Wennich-
een seggt: dar hev ik keen Geld to, dat sûnd hochbeenige Liden.
Dorheit! Drink den Dag mal en halben Seidel oder smdk een
Zigarr weniger, legg de Penn dafdr in en Sparpott, so kannst du
na en Jahrestid di den ganzen Quickborn, Reuter un Brinckman,
schdn inbunn, kdpn un behollst noch wat in de Kas fdr de annern
Meisters, de of wat optowiesen hebbt. Kunnst du dat wol um
uns' leev Moderspraak don? Denn de Wdkerie in den Vereen is
blot en Notbehdlp, man mutt sûlben een hebbn, de hett man

ümmer to Hand. Un denn: hollst du din Kinner darto an, dat se de plattdütsche Sprach spreken un lesen lehr? Do dat doch, of wenn se naher studeeren schüllt! Se hebbt en lebennige Sprach mehr, un wat dat to bedüden hett, lat di seggn von den Gelehrten, seggn von den „hochdütschen“ Richter, Pastor, Dokter un Kopmann, de so oft in Berleggenheit kamt, wenn se mit en Plattdütschen sik ni recht verstan kent.

Heel prächtig sünd de Vdrdrag, un groten Dank sünd wi de Lüüd schüllig, de sik de Wdh macht, de Schatzkamer von uns' ol Moder optosluten un to wiesen un to düden, wat se all hett. Se hebbt dar sach sülben vel Bergndgen von, awer de Berdruff blivt of nich ut. Hier man een Wispill. Belmals ward se vdrher anspraken: „Wat wüllt du uns vonabend vdrmaken? Man nich son eernsten ober gar grulichen Kram, bring uns recht wat Spasigs, dat man sik mal düchtig utlachen kann!“ Oder dat geit er as en goden Fründ von mi, de merrn in den Vdrdrag, as he sik en Dgensblick verpusten de, fragt war: „Givt dat nu nich bald recht wat Zuriges?“ Düt hett den Mann so verdraten, dat he en lang Lid keen Plattdütsch mehr vdrdragen wull. Ja dar sünd nagrad al Bereene, de wüllt garnix anners hdn un hebbn as Spas. Wat schall man darto seggn? Wenn vdrnehme Herrn un Dam', de uns ol plattdütsche Moder sünst garnich ansehn dot un kenn' wüllt, mal god to Disch seten hebbt, denn lat se er wol mal kam, um sik von er allerhand spassige Dæntjens un drollige Geschichten vertellen to laten, denn se wet, dat se darin er hochdütsche Schwester wid awer is. Dat is er to gdnn un of to verstan: de goden satten Lid wüllt verdaun, un dar is Lachen heel god. Awer wenn de Kinner von uns' ol Moder, de er doch leev hebbt, as se seggt, un wedder to Ehr un Wehr bringn wüllt, ümmer wedder un wider nix as Spas von er verlangt, so mutt man sik doch wunnern!

Ligg dat an uns' ol Moder? Is se blot en Spasvogel in 'n Ünnerrook? en Bajazz? Oder is se in er hoges Oller al wat dwallerwasch un kindsch warn? Denn weer de ganze „Quick-

born“ nich wahr! Denn harrn de groten un lütten Meisters uns vel lægen vertellt! Dat will doch nûms seggn! Ober is dat Wînschensleben op 'n mal luter Spill un Spaß? „Nę o nę jonich!“ rđppt man. „Wi hebbt uns leewe Not, Stûrn to betaln un den Hals apen to holn! Darbi sũht de Welt ganz verdammt eernst ut 'e Dgen, Strit un Streif un Spitalfel æwerall un allerweggen, Fręden un Lofrędenheit sũnd rar warn. Awer dat is 't jo grad! Darũm wũllt wi na uns sur Dagwerk mal dũchtig lachen un den ganzen Himphamp vergeten!“ Ni wahr, dat hđrt sif ganz vernũnftig an? Un dochen mutt ik denken an min Nawer, en lütten Snieder. He kann sif ni recht wehrn gegen sin Dlsch, de de Bũr an hett un mitto Husar spęlt. So hett de arm Stacker vel Verdrũß. Un wat deit he? He grippt na 'n Kæmbottel, denn he will of mal den ganzen Himphamp vergeten, wat denn of op en paar Stunn glũcken deit. Achterna awer is all de Not wedder dar, de man nu mal ni weglachen un wegdrinken kann.

Hier will ik nu geern recht verstan warn. Ik will den Spaß ni dobbslan, will em ni rutjagen ut Gesellschaft un plattdũtschen Vereen, bewahre! Nę, ik mũch em geern den Platz anwiesn, de em tokommt.

Wenn ik recht seh, sũnd de Lũd von de Waterkant noch ũmmer en stark un sund Volk, eernsthast, knapp in Wđr, en betjn dđdmerig un langsam, awer deepgrũnnig un deepdenkern. Dewies dasdr sũnd sin besten Sæhns as: Claudius, Hamann, Kant, Herder, Hebbel, Groth, Rommsen, Storm, Neuter, Brinckman u. a. Jammerschad weer 't, wenn dũt starke un gesunde Volk of anstęlen war von en Sũk, de ik mal de Lachkrankheit ndm' will. De Nam is nich god, denn he dđppt de Salk man von butento, awer mi fallt keen annern in un en latinschen wull ik ni geern nęhm'. Dũsse Sũk stickt an un is hin un her to sinn bi hoch un sit, un je grđter de Stadt, ũm so flimmer de Krankheit. De daran liben deit, kann keen Truerspill mehr ansehn un verdręgen, dat sleit em op de Nerven, en Mann as Hebbel maht em starbenskrank. Wenn he sin arm Seel mal recht fđden un opmuntern will, denn geit

he na't Varietee- un Spezialitäten-Theater, Überbrettel, na'n Linsgeltangel, wo em Wigen un Faren baden ward spaßig, fastig, häßlich un gräßlich, un an Dautjens un Joten laut un edderlaut he ut de Latsch. Ik weet wol, so wid sünd uns goden Plattdütschen noch nich rünner kam; awer en Lörn von de Krankheit hebbt de of al, de man ünner Spaß hden un lesen wüllt.

Wenn düsse Lüd noch Hunger harrn na den prächtigen Humor! Awer den meent se nich, se meent den ganz groffdrahtigen un platten Spaß, de ahn Kopparbeit to verstan is un woran de Dümme sin Vergndgen hett, den Spaß, de in de plattdütsche Welt ungefähr dat is, wat in den Zirkus de dumme August vdrstellt. Gewiß, lat den dummen August of sin Künst maken, he kann mitto so drollig wgn, warum also nich? Dat is seker en sünnern Klas, de düssen Spaß nich dülln kann, awer he mutt nich de eerste Bijol speln, nich dat grot Wort hebbn wülln.

Finer, deeper un darüm gesunner as de platte Spaß is de Humor, den de Plattdütsche recht god kennt, wenn he sin ol Moder versteit, fdr den he awer keen besunnern Nam hett. De Humor bldht ut en Hart rut voll von Menschenleev un Erbarm; wenn he lachen oder smustern deit, so is 't nich awer de arm Lüd, de sik in er Dummheit un Dullheit oder in ern Unverstand lächerlich maakt un to Schaden kamt. Nę, he fdhlt all dat Elend, Sorg un Not un Grun, wat üngeit binn un buten, un will garto geern, dat wi Not beholn un dat Lachen ni verleern dot, awer en Lachen, dat von binn kommt un nich von buten. Darüm maakt he sin Spaß, de anners spricht as de dumme August, denn deep op 'n Grund kurt de bare Eernst, de uns mit grote Dgen ansüht.

En Wispill. In de Schlacht bi Wiffsum 1850 stunn en Batteljon in Reserv un ddrf ni wicken. Op 'n mal sleit en Kanonenkugel dicht vdr de Soldaten in de Eer, dat ganze Keegen mit Sand un Mutt todeckt ward. De Schreck is grot. Do grächlt dar een, de sik eben wedder oprappelt hett: „Wokeen smitt hier mit Schüt?!“ un de ganze Swarm lacht lud op. De Dod is 't, de dar smiten deit, dat weet de Koper recht god, awer he is ni bang vdr em, un ddrch sin

Snack givt he de Kameraden wat af von sin Not. Is dat ni prächtig? Son Art Spas is gesund, of wenn he in Smärsteweln optrá'n deit un in den „Salon“ nich rinpafst.

Dat Deepste, Schönste un Beste awer seggt uns Moder, wenn se mal ęrn baren Ernst wiesen deit, un de hier garni na ęr hinhdrn will, schall uns nich wiesmaken, dat he ęr ęwerhaupt kennt un von Harten hoch holn deit.

Darüm is dat unrecht gegen uns' Modersprak, gegen uns sülben un gegen den Dichter, wenn man t. B. unsen Friß Reuter na Kinnerart de Krinthen ut'n Stuten pult un blot sin spaßigen Stückchen vdrbringn deit un darto nich ümmer de besten. Un en Jammer is 't, wenn vele Landslud von unsen Klaus Groth wider nix kennt as allenfalls en Leeb, dat ęr mal vdrfungn is, nix von sin schönen Familienbiller, Balladen, Bertelln, nix von sin „Notgeter“ un „Heisterkrog“. Dat is wahr: ton Vdrdrag in en grot Versammlung sünd se ni god to bruken. De Dichter geit gemachlich to Bark, lett nix ligg'n, wat he ni rinweist in dat Bild, verlangt also Geduld un gröte Andacht, wenn man em nagan un verstan will. Bringt awer Lęser oder Hdrer de mit, ward ęr Dærn apen slaten, de se noch garni wies warn sünd oder of vergeten hebbt. Groth is — as de echte Dichter węn schall — en Prophet fdr sin Volk. Nich dat he uns de Lokunst wiesen deit, dar weet he gottlov of nix von; nę he wiest uns, wat in't Minschenhart ümgeit. Dar lücht he in alle Ecken un Winkel un lett uns sehn, wat dar sinnt un drömt un spinnt, wat dar bahrt, lurt, lacht un trurt, uns sülben nich mal klar. He malt uns dat Dithmarscher Land un Volk vdr 1848 so wahr, warm un lebennig, dat man trügglengn müch in düsse stilln, schönen Liden, vertellst uns von Leev, de ni loslaten kann, von Sün'n un Schuld un von dat greßige Schicksal, dat as en Rüseltorm allens tobrickt un wegsegt, uns kunn wol dat Grun ankam. Keen Wunner, dat hi düssen grunddeensten Dichter de gewöhnliche Spas nich oplam will un de Humor, wo he sik of instellt, nich lud spracheln kann. Lüd, de darüm den „Quickborn“ — un darto ęk ik of sin epischen Dichtungen in Vers

un Prosa — as en schdn Schaugericht behandelt, dat man knapp ansüht un ni wider anrdgen deit, bedreegt sik sülsen. Denn Klaus Groth malt mehr as all de annern Meisters uns' ol Moder in er ernstest Schönheit, mit Kron un Kranz un in vollen Staat, de er Kinner doch sehn un kennen maet, wenn se er ganz un vollwichtig ehren un to Ehr un Wehr bringen wüllt.

Unrecht is 't ok, wenn awer Groth un Reuter de annern Dichters, de na er kam sünd, awersehn ward un binah ganz torüggstan maet. Of se hörd to de echten Frunn von de plattdütsche Saft un Sprak, of se hebbt vel op 'n Harten un hebbt wat optowiesen ut uns' ol Moder ern Sülwer- un Goldschag. En Glück is 't noch, dat vele nich darop anwieset sünd, von er Wdler to leben, sünst warn se hebden gan oder verhungern. Gewiß, de echte Dichter singt as de Bagel an 'n Holtrand un denkt in sin grote Andacht gewiß nich daran, wat naher op 'n Tdller smeten ward, wenn de Wokhändler sammeln geit; awer en Minsch is he ok, dat seggt em jede Dag, un wenn dat nich ansleit, de lange Schosterreken to Nijahr. Wokeen denkt hier nich an Frig Stavenshagen? Uns' ol Moder sitt in grote Truer um ern Leebing, un wi kent blot noch en Kranz leggn op sin Graff, all wat wi Grotes von em hapen, liggt mit em op 'n Karthof; de Sorg trock em grausam ummer un ummer webber dal, wenn he mal hoch fleegen wull, bet he tosam brok — en Trurpill, dat mit Minschenblot schreben is! Allens, wat he funn un sunn un spun, sin Denken, Don, Dichten un Liden, allens de he för sin Modersprak un er Kinner. He wull — un hett dat ok dan — er mal mern op't Theater stellen un hoch un sit mal wiesen, wat uns' ol Saffensprak hett an Kraff, Weisheit, Humor un wat umgan deit in Kat un Hus bi den gemeen Mann, den man dar haben leidergotts so wenig kennt un versteit. Un sin plattdütschen Wrdder? Jawol, Frunn hett he funn un gode, de em opmuntern un to Sit stunn', awer de Keeg weer man dünn — de grote Sparm war em garni wies un wuß nig von sin Leev un Kunst un Wark, wat kummert de sik um sin Dichters! De gemeen Mann hier to kann list garto wenlg, dat

schall al de Zeitung wên, de he mit sief Nawers tosam holn deit, un Bôker kôpen — un nu gar plattdûtsche! — ndmt he Geld wegsmiten. He denkt as Rudder News: „Dat is wat fdr Klatsch-wiwer, de ni wôzt, wo s' mit er Lid hin schûllt!“

Ik sprêk hier nich fdr Stavenhagen, — dat deit ni nddig, weer of to lat — of nich fdr annere Meisters, nê, ik sprêk fdr uns' Modersprak, wenn ik segg: lesen lehrn mæt uns' Lûd, platt-dûtsch lesen, damit se êrn Rikdom kenn' lehrn un damit de greßige Glikgülligkeit opholtt gegen êr egen Sprak, de hier to Lann wofern deit! Denn Glikgülligkeit un Unverstand is 't, wenn uns' Lûd ahn Besinn Sprak un Egenart achter sik smiten dot as en ole Jack, de ut 'e Rod kam is.

Wenn ik nu dat, wat ik seggt oder blot anstôtt un andûd hev, mal æwerwendlich tosam faten do, denn ward dar veererlei besunners in de Dgen falln:

1. Uns' Modersprak verlüst von Jahr to Jahr an Reinheit, besunners in de Ståder, awer of op 'n Lann.

2. Se verlüst von Jahr to Jahr an Rebeit, dat von Sûden hêr afnimmt, un to Noorn is de See.

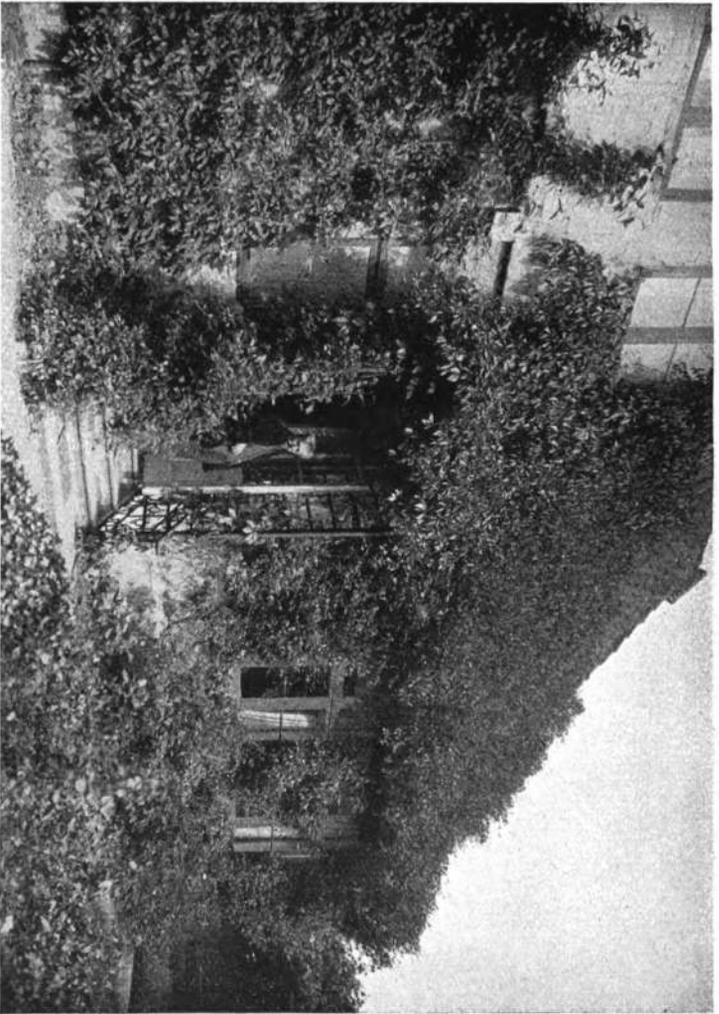
3. Wo uns' Modersprak verlarn geit, dar geit of vël Egenart, Druk, Huswies, Eensachheit, Framheit verlarn.

4. De truen Frûnn von uns' Modersprak, de mdten wûllt un bargaen, wat noch to bargaen is, mæt Hdly hebbn, wenn se ni mdd warn schûllt, denn bethêr ward Kraff un Kunst toschann an Glikgülligkeit un Unverstand.

Dat klinget eernst un is 't of. Darto kommt, dat vël Lûd, hochdûtsche natûrlich, sik freun warn, wenn uns' Modersprak bald to Grunn gan de. De meent, dat weer doch so schdn, wenn de Dûtschen all een Sprak harrn, alltosam hochdûtsch sprêken den. „Das wåre ein Band der Einigkeit mehr“, of harr de Scholmeister dat lichter — wat ni wahr is! Dûsse Lûd mûch ik blot fragen: schûllt wi ni dat ganze dûtsche Land mit Lupinen, Rapsaat oder Semp opsa'n? Dat gev in de Wldt all een Kldr, all gel, æwerall gel as Raibotter! Allerdings, uns Herrgott sai't anners un darûm is

de Welt so schön, wenn allens in Blüt steit. Ob düß goden Lüd
garni wet, dat bi den Dod von uns' Modersprak nūms mehr
Ursak harr, Truer antoleggn, as er hochdütsche Schwester?

Wat hett uns' ol Modersprak sit söftig Jahr all verlarn! Un
wo ward dat na söftig Jahr in un um er utsehn, nu allens mit
Damp geit? Sovel is gewiß: kommt er keen Hdlp, vel mehr un
bessere Hdlp as bethgr, so is uns' ol Moder na en paarhunnert
Jahr — wenn 't so lang durt! — in de See drehen un hett dar
den Dod funn. An't Warf denn! Wdrop de Litmaten in den platt-
dütschen Vereen, jedereen op sin Flach un na sin Gaben in de Art,
as and' d is! De Lehrer in Ddrp un Stadt, de Paster un Dokter,
Bur un Bdrger, Knecht un Deern — willkam sünd se all, de
hdlpn wüllt, uns plattdütschen Bröder waß to maken, dat se
wies ward, wat op't Spill stan deit; willkam all, de plattdütsche
Egenart, Bruf un framen Sinn wahren wüllt, all sünd se will-
kam, de sammeln un söken, bargaen un mbten wüllt, dat uns' ol
Moder, de noch ümmer quiek un lebenmig, in sik jung un schön
is, Leben un Reinheit behollt.



Das Altersheim des Dichters im Klosterhof zu Seehoe
Stadt einer Karfreitagsfeier von Jacob Ebbesen

Das Gesamtwert

**Diese Stunde ist dein,
Was bohrst du in die nächste hinein?
Ans Werk! und lebe getrost und in Frieden:
Was recht und billig, wird jedem beschieden.**

„Vom Fuchs wird erzählt, daß er alle Beute, die er auf seinen Jagdfahrten einfängt, nach einem Ort schleppt, nach seinem *Malepartus*. Ähnliches habe ich in meinen plattdeutschen Erzählungen getan, indem ich sie — mit wenigen Ausnahmen — nach einem Dorf verlege, das ich *Flenbøt* nenne. Man ist längst dahinter gekommen, daß mir bei diesem Namen mein Heimatdorf vor der Seele stand. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, auch andere Stätten zu bedenken, doch wozu? Unsere *Geestdörfer* ähneln einander in ihren strohgedeckten Häusern, ihren Bewohnern, ihrer Umgebung usw. wie ein Ei dem andern. So erachte ich mein Verfahren für keine Enge und meine Leser werden mir die Freude gern gönnen, da einen Kranz niederzulegen, wo mir meine wunderbar glückliche Kindheit erblühte.“

So steht's am Schluß der autobiographischen Skizze, die jetzt die Gesamtausgabe der Fehrschen Dichtungen einleitet. Und was Fehrs hier selbst von seinen plattdeutschen Erzählungen aussagt, das gilt, wie unsere Betrachtungen gezeigt haben, ebenso für den größeren Teil der hochdeutschen Epen, ja gilt in gewissem Sinne auch für seine Lyrik. Und nicht nur dritlich, sondern auch zeitlich verlegt Fehrs fast alle seine Schöpfungen in seine Kindheit: das Epos „Krieg und Hütte“, mit dem er sich in die Literatur einführte, und der Roman „Maren“, mit dem er sein Schaffen krönte, erwachsen beide ganz unmittelbar aus der schleswig-holsteinischen Erhebung, und ebenso führen die meisten zwischen ihnen liegenden Werke den Leser in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Bei so starker räumlicher und zeitlicher Beschränkung des Schauplatzes sämtlicher Dichtungen könnte man an sich eine gewisse Eintönigkeit und Einförmigkeit befürchten. Läßt doch Fehrs selbst einmal in „Ehler Schoof“ Jehann-Ohm sagen: „Dat Leven op 'n Odrpen is meisttid wat eenotalig, allens geit sin scheewen Gang; een Dag is as de annert, klot dat eenmal streit, denn

meiht un achterna ddscht ward. Dar passeert nig, wat in Verwunnerung sett, in Schreck oder in grote Freud. Mal ganz wid-
 ldsftig ward en Kind gebarn, dat ward lang un breed besnackt,
 besunners von de Frunsld. Oder dar leggt een den midden Kopp
 dal un man bringt em na 'n Karthof; dat is denn meistid so vel
 as wenn de Klock ansegg — man fragt: al so wid? ja, de Lid
 ldspt bi Sorg un Arbeit! Dat 's all, wenige ward da recht um
 wies. Man mutt op 'n Kann barn wgen un Fahrn lang dar leyt
 hebbn, um son stille glckliche Liden uttoholn, sünst vergeit man
 vdr Langewil oder sturt op Ewermot un Dorheit. Kommt denn
 awer op 'n mal en grot Krüz, en Ewertaschung, woran keen
 Winsch dacht hett, denn ward mal de Gedanken opwdhlt un dat
 Ddrp kommt in Bewegung as en Barlemmerneest, worin en Jung
 mit 'n Stoc rinhahrt hett."

Wo Fehrs das ganze Dorf zugleich vorföhren wollte, im Ro-
 man „Maren“, hat er drum auch als Hintergrund seines Gemäls-
 des den Krieg gegen Dänemark gewählt, dessen mittelbare und
 unmittelbare Wirkungen sämtliche Bewohner Hensbøcks aus ihrem
 sonstigen täglichen Einerlei aufstörten. Entsprechend hat er in der
 Erzählung „Ehler Schoof“, die schon über die nur ein Einzel-
 schicksal behandelnde Novellenform hinauswächst, ebenfalls durch
 ungewöhnliche Ereignisse weitere Personen in den Gang der
 Handlung verflochten, und Ähnliches gilt in bescheidenerem Maße
 auch von manchen früheren Novellen. Aber die Einförmigkeit des
 äußeren Lebens, die der nicht selbst zum ddrflichen Lebenskreis
 gehörende flüchtige Beobachter feststellen zu müssen glaubt, ver-
 schwindet überhaupt vor dem tiefer dringenden Blick. „De Wind
 un dat Schicksal weiht awerall hin un schütt de Wdm, dat se wol
 mal scheef un krumm, awer wuttelfast ward, oder of dalstdrert
 un verolmt“, sagt Fehrs in der Vorrede zum ersten Band „Alles-
 hagd Slag Lüd“, und in seinen Dichtungen zeigt er dies unter der
 ruhigen Oberfläche oft ungestüm genug brausende Leben auf,
 stellt es in so packenden Ausschnitten vor den Leser hin, daß von
 ermüdender Eintdnigkeit oder belangloser Richtigkeit des Stoffes

seiner Erzählungen auch nicht entfernt die Rede sein kann. Ja selbst dort, wo äußere Geschehnisse wie starke innere Erlebnisse gleichermaßen fehlen, wie z. B. in „Niklas“ und „Sünnabend“, ist die ödrliche Alltäglichkeit mit solcher Kunst gezeichnet, daß auch nicht ein Hauch von Langeweile den Leser streift.

Ist Fehrs somit den einem kleineren Talent drohenden Gefahren stärkster räumlicher Konzentrierung seiner Dichtungen nicht im geringsten verfallen, so hat er andrerseits die Vorzüge solchen Verfahrens voll ausgenutzt: in ihrer Gesamtheit ergeben seine Dichtungen nun ein geradezu erschöpfendes Bild der holsteinischen Kultur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Illusion unmittelbarsten Miterlebens, der Eindruck scheinbarer Lückenlosigkeit des Gesamtbildes wird noch erhöht durch eine besondere Eigenart des Erzählers Fehrs, die seine Einzelwerke noch über die stoffliche Zusammengehörigkeit hinaus gewissermaßen zu einem geschlossenen Ring zusammenschweißt: eine ganze Reihe von Gestalten kehrt in den verschiedenen Erzählungen wieder und verzahnt so die Einzelwerke noch fester ineinander. Und hierbei feiert nun seine Gestaltungskraft ihren höchsten Triumph: es sind nämlich diese Menschen keineswegs stereotype Masken, die immer das gleiche Gesicht aufstecken; ebenso wenig wie Widersprüche finden sich in ihrer Zeichnung bloße Wiederholungen, jedes mal zeigt der Dichter sie von einer neuen, jedoch dem früher gegebenen Bild sich durchaus organisch einfügenden Seite, mit jeder neuen Behandlung wird ihr Gesamtbild ergänzt und vertieft, ohne daß es jedoch zum völligen Lebendigwerden der späteren Werke der Kenntnis der früheren irgendwie bedürfte. An der Gestalt der Abel Lahann wurde das schon im einzelnen näher dargelegt; ähnlich wie sie kehren z. B. der Schuster Neels Kiwitt und sein Sohn Niklas, der Bucherer Henn Karl, der Feldhüter und Dorfpolizist Tochen Haack und zahlreiche andere immer wieder, treten hier stärker hervor, halten sich dort mehr im Hintergrund, sind bald Mitspieler, bald Zuschauer oder Erzähler wie der prächtige Jehann-Ohm, dem Fehrs so manche seiner Geschichten in den Mund

gelegt hat. Die Sicherheit, mit der Fehrs durch die Jahrzehnte hindurch die Wesensgrundzüge dieser ständig wiederkehrenden Gestalten festgehalten hat, ohne daß sie dabei erstarrt und verknöchert wären, ist vielleicht der stärkste Beweis für die fast beispiellose Anschaulichkeit seiner dichterischen Kraft.

Neben den so lebensvoll gezeichneten Menschen von Flenbeß und um sie herum aber wächst auch die Landschaft Mittelholsteins immer deutlicher vor dem Leser auf: das Dorf selbst mit seinen Gehöften und Katen, mit seinen Äckern und Wiesen, mit Bach und Gehölz, mit der weiten Heide, dem nahen Wald und dem kleinstädtischen Kirchort im Hintergrund. Naturschilderungen nehmen keinen allzu breiten Raum bei Fehrs ein, er ist viel zu sehr geborener Erzähler, um sich häufiger als nötig in ausführlicher Stimmungsmalerei zu ergehen, ihn drängt es immer zu den Menschen und ihren Schicksalen. So mögen die kleinen Landschaftsbilder, mit denen er gern neue Abschnitte seiner Erzählungen einleitet, solche Leser, die etwa von der ausgesprochenen Stimmungskunst Theodor Storms zu Johann Hinrich Fehrs kommen, wohl gar etwas nüchtern anmuten, so unverkennbar auch das in ihnen bewiesene Geschick ist, mit wenigen klaren Strichen eine deutliche Vorstellung der charakteristischen Eigenart des Landschaftsausschnittes und ihrer jeweiligen Stimmung hervorzurufen. Daß solche Sparsamkeit aber nicht etwa künstlerischem Unvermögen entspringt, erhellt sofort aus jenen Stellen seiner Werke, wo Fehrs auch in der Naturschilderung ausführlicher wird, sie zu richtiger Stimmungsmalerei erweitert. Im Abschnitt über die Erzählungen wurden bereits einige solcher Fälle hervorgehoben: es sei nur an die Gewitterschilderung in „Leben un Dod“, an den Sommernachtzauber in „Sünabend“ erinnert. Auch aus „Maren“ ließen sich leicht mehrere Beispiele dafür beibringen, daß Fehrs dort, wo er es darauf anlegt, in meisterhafter Weise entscheidende Wendungen im Menschen-schicksal durch eindringliche Naturstimmungen vorbereiten kann; am deutlichsten tritt es wohl im 34. Kapitel zu Tage, wo die trostlose Regenwetterstimmung trotz alles Abwehrens so drückend

auf allem lastet, als wisse der Himmel schon um die Unglücksnachricht von der verlorenen Schlacht bei Jöstedt, unter der im weiteren Verlauf der Szene Maren zusammenbricht. Mit ihrer und ihres Dichters ganzer Kraft aber umfängt uns die Stimmungsgewalt der holsteinischen Landschaft erst in den plattdeutschen Gedichten, den lyrischen wie den balladenhaften, die bald, wie z. B. die wundervolle Huldigung an Klaus Groth „De hilli Bøf“ oder wie „De Heiloh“, eine ganze weite Landschaft gleichsam als Eigenpersönlichkeit himmeln, bald wieder mehr ihre Wirkung auf den Menschen in stimmungsgesättigten Versen wiedergeben, wie z. B. in „Harvst“ und „Oktober“ — die entsprechenden hochdeutschen Gedichte haben bei aller noch so echten allgemeinen Stimmung nicht entfernt die gleiche Gegenständlichkeit, die gleiche ausgesprochen holsteinische Eigenart.

So schließen sich Natur und Menschen in Fehrs' Dichtungen zu einem Gesamtbild der holsteinischen Kultur zusammen, wie es umfassender nicht gedacht werden kann. Von Klaus Groths unsterblichem „Quickborn“ hat man wohl behauptet, in ihm sei das ganze Dithmarschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so erschöpfend wiedergespiegelt, daß man aus diesem einzigen Buch seine Kultur, sollte sie einmal völlig versunken sein, vollständig wieder aufbauen könnte. Mit noch größerem Recht kann man von Fehrs' Gesamtchaffen, ja in gewissem Sinne schon von „Maren“ allein, ein Gleiches für die Eigenwelt des holsteinischen Mittelrückens behaupten — mit noch größerem Rechte deshalb, weil Groth, der Lyriker, mit den Mitteln seiner Kunst schließlich doch nur das Allgemeine, das Typische, herausholen kann — man vergleiche den früheren Abschnitt dieses Buches über die Fehrsche Lyrik —, während Fehrs, der Epiker, in seinen Gestalten von ebenfalls durchaus typischer Bedeutung zugleich ausgesprochene Individualitäten hinstellt, so daß sein gleich umfassendes Kulturbild vor dem Grothschen noch die Fülle des Details voraus hat.

Diesen unvergleichlichen kulturhistorischen Wert der Fehrschen

Dichtung wird man von Jahr zu Jahr höher einschätzen müssen. Iven Kruse, der von gleichem Stammesstolz und gleicher Heimatstreue erfüllte jüngere Landsmann und gleichstrebende Genosse unseres Dichters, hat nur zu reichlichen Grund zu seiner zornigen Klage:

Gar manches ist unecht worden

An Sitte und Blut, gar manches ist krumm,

Was grade sonst war im Norden.

Wir sehen ja mit ohnmächtigem Grimm, wie von der einst so geschlossenen niederdeutschen Kultur Tag für Tag ein Stück nach dem andern abbröckelt, wie die Mißgeburt der charakterlosen modernen Zivilisation sich auch in der Kleinstadt und auf dem platten Lande immer mehr breit macht, wie sie die einstige kraftvolle Stammeseigenart in Sprache und Sitte, in Denken und Tun immer mehr verdirbt und verfälscht und wohl bald ganz auslöschen wird, wenn nicht in letzter Stunde unser Volk sich selbst ermannet, sich auf sein besseres Selbst besinnt und mit dem köstlichen Schatz der Muttersprache auch die noch viel umfassenderen Werte alter stolzer ehrenfester Väterart zäh zu verteidigen und neu auszubauen beginnt. Auch bei diesem Kampf sind wir wieder zur Hauptsache auf unsere eigene Kraft, auf die Wirkung von Mensch zu Mensch angewiesen, genau wie bei der Pflege der Stammsprache; denn die Regierung hat nicht nur so gut wie nichts getan, um kraftvolle Stammesart gegen den Ansturm der wie ein Lavaström von den Großstädten ausfließenden, erdtödtenden, verddenden Allerveltstalmikultur zu schützen, sie hat vielmehr diesen völkischen Selbstmord noch geflissentlich beschleunigt. Nicht nur in freilich keineswegs belanglosen Kleinigkeiten und Außerslichkeiten wie jener holsteinische Landrat, der die Verddung der Landschaft so erfolgreich förderte durch die von ihm ausgesetzte Belohnung für jeden laufenden Meter ausgerodeter Knicks, sondern in wahrhaft großzügiger Weise durch ihre ganze Beamtenpolitik: vom höchsten Beamten an bis zum letzten Militäranwärter hat man jahrzehntelang unsere Heimat mit land- und vollfremden Leuten überflutet — da bedurfte es gar keiner bewußten Absicht, da genügte die natur-

gegebene Verständnislosigkeit für unsere Eigenart, um sie die in ihre Hände gelegte amtliche Machtfülle zur Ausrottung unzähliger schöner alter Bräuche und Sitten, zum Erlaß vermutlich durchaus wohlgemeinter Verordnungen ausnutzen zu lassen, die mit den Formen des äußerlichen Lebens notwendig auch die innere Sonderart abschliffen. Als Allerschlimmstes kam dann in den letzten Jahrzehnten noch die physische Schwächung des Stammescharakters durch die unausbleibliche vielfache Vermischung der Landeskinder mit stammesfremden, ja gar rassenfremden Elementen hinzu, die vor allem durch die massenhafte Einführung polnischer Saisonarbeiter gefördert wurde. Den aus all diesen Umständen erwachsenden, zunächst kaum erkannten Gefahren aber setzte das schleswig-holsteinische Volkstum um so weniger Widerstand entgegen, als auf die Anspannung aller seiner Kräfte im Kampf gegen das sein Deutschtum ständig bedrohende Dänemark nach der Einverleibung in Preußen mit dem Fortfall eines klar vorschwebenden äußeren Ziels naturgemäß als Rückschlag eine Erschlaffung folgte, die seine Widerstandsfähigkeit gerade in dem Augenblick minderte, wo es galt, sich gegen die neue, zwar weniger offensichtliche, darum aber auch weniger leicht abzuwehrende Bedrohung seiner Eigenart zu behaupten. So erfuhr Schleswig-Holstein in schwerstem Maße am eigenen Leibe die Wahrheit des Sages aus dem Kapitel „Völkergchaos“ in Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“: „Wird die Rasse nicht wie ausgeldschzt, sobald das Schicksal das Land aus seiner stolzen Exklusivität losreißt und es einem größeren Ganzen einverleibt?“

Gewiß, dieser Verfall der alten bodenständigen Kultur beschränkt sich nicht auf Schleswig-Holstein, er ist leider überhaupt das Zeichen, unter dem die ganze deutsche Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts steht. Das empfindet auch Johann Hinrich Zehrs so schwer wie nur einer — unvergeßlich bleibt mir der elementare Ausbruch dieses Schmerzes einst auf einem Gang durch den in herbstlich bunten Farben leuchtenden Wald: da blieb er mitten im Gespräch über seine Jugendzeit plötzlich stehen, stieß

seinen Stock in die Erde und sagte, während sein sonst helles Auge sich drohend verdüsterte, halb grollend, halb wehmütig: „Was ist das für ein Jammer mit unserm deutschen Volk! Wie das zurückgegangen ist, seit ich denken kann!“ In abgeklärter, ruhiger Form kommt dasselbe Gefühl zum Ausdruck in dem schon hervorgehobenen Gespräch Jehann=Dhms mit seinem Neffen zu Anfang der Erzählung „Leben un Dod“, der bislang letzten Gabe des Dichters; was dort zunächst in Bezug auf die immer mehr verschwindende alte erdgewachsene Bauernkultur Schleswig-Holsteins an einzelnen Beispielen ausgeführt wird, erweitert der prächtige Alte selbst späterhin ins allgemeine:

„Ik bün nu an 'e Kant tachtendi Jahr old, un ik segg di: noch heff ik mi ni satt sehn an uns prächtig Burhus mit sin hoges Strohdack, wo de Habbar sin Nest op but. Düt Hus steit dar, as wenn 't ut densülwigen Grund un Wornn rutwussen is mit Busch un Bom, wi söhlt, dat is en Stück Leben in von uns sülden, dat hört uns to un hört to uns. Awer de junge Welt acht dat nich, wat ni wid her is, ward æwer Bord smetzen. Un allens stürt na de Stadt, Bursæhn, Deern un Knecht. De Stadt mit ęr Hüser, Toorns un Schoosteens ward ümmerto grötter un hdger un smitt en breeden Schatten æwer't Land, as wull 't Abend warrn fdr uns Buelüd — ach, ik will man opholn, dat is en Leed, wat gar keen Enn hett.“ — „Schulln ol Lüd nich ümmer so dacht hebbn, Jehann=Dhm?“ så ik. „De Welt steit jo nu mal nich still.“ — „Ganz recht, awer fröhher gung 't langsamer. Sit achtunveerdig is 't, as wenn se felljagen deit. De nu old is, süht sik op 'n mal in en fremde Welt mit vel Strit un Larm, vel Kætern, Kummeln un Kaffeln, vel Rok un Smok. Gewiß, de Welt schall ni stillstan, schall ok ni so langsam gan, dat all de Dln un Kræpels komodig mittkam lænt, dat verlang ik nich. Awer se schall sik so vel Lid laten, dat allens op 'n natürliche Art ut dat ole Leben rutwussen kann, sund un stark un wæderhard. Ik lees verleşen Wël mal in en Boof von Schiller, dat du mi lehnt hest, un sunn dat Wort: Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus

den Ruinen'. Dat bedrypt den Placken! Ruttwassen un blöhn, dat is 't, awer man nich anbacken, opkliestern, dat givt en Plaster, nich Fleisch un Blot, keen Leben." — „Na, Jehann-Dhm“, wag ik to seggn, „dat Plaster fallt af, wenn de Schaden darünner utheelt is, un denn is de Natur wedder dar.“ — „Weenst du? Dar gehört Globen to, rein to vël Globen fdr en olen Mann!“

Schon aus dieser kleinen Probe der Weltbetrachtung Jehann-Dhms geht klar hervor, daß Jehrs nicht etwa ruhesüchtig allgemeinen Stillstand predigt, sondern nur mit den Besten unfres Volkes die kurzfristige Leichttherzigkeit verdammt, mit der überall das unerfegliche alte Kulturgut in unbedachter Torheit über Bord geworfen wird, anstatt es zur Grundlage gesunder organischer Weiterentwicklung und sinngemäßer Anpassung an die neuen Verhältnisse zu machen. Die wüsten Auswüchse jenes instinktiösen „Fortschritts“ um jeden Preis, dessen lärmendes Gebaren lange Zeit das ganze öffentliche Leben fast ausschließlich beherrschte, bis in den letzten Jahren spät, aber hoffentlich noch nicht zu spät, bessere Einsicht sich geltend zu machen beginnt, sind seiner im schönsten Sinne harmonischen Natur freilich stets ein Greuel gewesen. So schrieb er denn auch in das Geleitwort zu seiner 1891 erschienenen zweiten Novellensammlung die Säge: „Dat is en eernste Lid, de Welt is awerall in Brand un doch so kold, o so kold! Unfreden war predigt lud un lies, in Hus un Strat un an de Beerbank, dat Vertrun is krank, de Minschenleev ward von vël Lüd ansehn as en ol Wiv, dat nich mehr ganz bi Trost is, un Globen un Lovertrun to unsen Herrgott is hin un her to'n Spott warn.“ Von dem Alpdruck dieser Zeitstimmung möchte sein Buch die Leser wenigstens vorübergehend befreien: „Wenn de korten Dag' un langen Nachten kamt, denn sliet di liesen in Hus un Kat un fang an to vertelln ut Dagen, de all vergeten, un von Minschen, de al lang slapen gan sünd, damit de goden Lüd, de di anhdrt, mal den foren Ostwind, er sures Dagmark, de grote Magenfrag un all den Strit un Larm vergeten dot, wenn of man op en paar Stunn'. . . Du geist mi hin un vertellst von de Leev, de

alleen noch Wunner don kann, von de echte Truhartigkeit un von allens, wat in en Minschenhart umgan deit as en Spdt oder as en Engel, all as 't fallt."

Es ist bezeichnend für den Dichter, daß er dieses unmittelbare Bekenntnis zu einem unerschütterlichen Trogalledem-Optimismus gerade zu einer Zeit ablegt, der jene Geschichten entflammen, in denen menschliche Undankbarkeit, Erbärmlichkeit und Niedertracht so kraß dargestellt werden wie in keiner andern Periode seines Schaffens („In't Jdrsterhus" 1888, „Binah Bankerott" 1889, „Kattengold" 1890). Jehrs will mit der Behandlung dieser Stoffe ja freilich nicht etwa Belege für die trostlose Auffassung geben, die grauester Pessimismus in die Worte gekleidet hat: „Das Trachten des menschlichen Herzens ist bdsse von Jugend auf", sondern auch an ihnen offenbart er den aus verstehender Liebe geborenen, durch langmütige Geduld genährten, durch tatkräftiges Anpacken bewährten Optimismus des genialen Erziehers, der keinen Menschen leichtlin verloren gibt, sondern bis zuletzt an das in ihm schlummernde Gute und Luchtige glaubt und es denn auch schließlich aus ihm herauszuholen weiß. In den Abschnitten dieses Buches, die des Dichters Epen und Erzählungen würdigen, mußte verschiedentlich zugegeben werden, daß durch solches Bestreben, stets einen harmonischen Ausklang zu finden, hin und wieder ein störender schulmeisterlicher Zug in sein Schaffen gekommen ist, indem der Läuterungsprozeß, den seine Gestalten durchmachen, gelegentlich gar zu stark betont und die Ein- und Umkehr nicht hinreichend begründet ist. Aber in der weit überwiegenden Mehrzahl seiner Dichtungen ist das Ziel, Denken und Handeln verirrter Seelen zu abligen, psychologisch und künstlerisch einwandfrei erreicht, in geradezu genialer Weise zumal in der Erziehungsgeschichte des Bauern Paul Struck im Roman „Maren", der auch sonst manche Szenen enthält, die ganze Bände pädagogischer Abhandlungen aufwiegen, wie z. B. die zwischen dem Bauernvogt Detelt Rolff und seinem Sohn Bartel, der sich am groben Unfug der Dorfjugend beteiligt hatte.

Aber so hoch Fehrs auch die erziehende, läuternde Macht herzhaft zugreifender menschlicher Güte einschätzt, so läßt er doch nirgends einen Zweifel daran, daß menschlicher Kraft und Kunst allein die Gewißheit des Erfolges nicht beschieden ist; bezeichnenderweise bekennt gerade Waren selbst, von der sonst jedermann den Glauben hat, daß ihrer Klugheit alles glücke, dem Bruder: „Dat Best hett en Hand von haben dan — en harde Hand un doch so warm!“ Ein schlichter, inniger, von aller dogmatischen Enge freier Glaube an einen gütigen Vater der Welten schwebt über der ganzen Dichtung von Johann Hinrich Fehrs, drängt sich aber nirgends — von einigen Stellen in den frühen hochdeutschen Epen abgesehen — aufdringlich vor, sondern wird mit der den Niederdeutschen in allen Gefühlsdingen eigenen Schamhaftigkeit im tiefsten Herzen verschlossen und offenbart sich im allgemeinen nur in der inneren Wärme und Sicherheit, die von ihm ausstrahlt. Und keinen Augenblick glauben sich die von ihm erfüllten Gestalten dadurch irgendwie von der eigenen Verantwortlichkeit für ihr Tun und Lassen befreit:

De sik alleen op Gott verlett,
 Min gode Fründ, de is verlaten,
 Den is de Himmel ganz verlaten,
 De sik alleen op Gott verlett.
 Bruf du din Knaken, sai din Saaten
 Un sprick ganz liesen din Gebedd —
 De sik alleen op Gott verlett,
 Min gode Fründ, de is verlaten!

singt nicht nur der Dichter, sondern so denken und demgemäß handeln auch seine Gestalten, denen ihr schlichtes Gottvertrauen weder die Klarheit des weltoffenen Blickes trübt, noch die Latkraft zielbewußten Handelns lähmt, noch das Gefühl ihres eigenen Wertes raubt.

Diese einzigartige Verbindung von menschlicher Reife und künstlerischer Frische, die zumal die plattdeutschen Dichtungen von Johann Hinrich Fehrs auszeichnet, rührt zum guten Teil daher, daß

er erst im besten Mannesalter begonnen hat, die Bilder und Gestalten seiner Phantasie in Gedichten und Erzählungen auszuprägen — ist doch die erste plattdeutsche Novelle „Lüttj Hinnerk“ das Werk eines Bierzigjährigen, der Roman „Maren“ von einem Siebzigjährigen vollendet, der sich bis heute eine fast jugendliche Spannkraft des Geistes und des Körpers bewahrt hat. In gewissem Sinne könnte man daher seinem ganzen Schaffen auf dem Gebiet, wo er es zu unbestrittener Meisterschaft gebracht hat: dem der plattdeutschen Prosadichtung, die Bezeichnung „Ettgrdn“ (Nachmahd, zweite Heuernte) geben und es stofflich mit den Worten charakterisieren, die er dem so benannten Novellenband 1901 voranstellte: „Dat is Harvestid, wenn Ettgrdn ahrnt ward. Bi god Wēder is denn de Welt wunnerbar schdn, fierlich, rekflart, awer eernst. Dat Dg süht wid vdrut un wid torügg, un in't Hart strid sik Frdhjahrsgedanken un Gedanken an den Winter un sin kold Leilaken; denn weiht un swevt, as weern't Flerlinken, ddr dat deepdenkern Gemdt allerlei Fragen un Drdm, de en kengen weckt, Gott weet mona un wohin.“ Es ist der vom letzten Abendsonnenlicht überflutete Ausgang einer Jahrhunderte alten Kultur, der in der Fehrschen Dichtung noch einmal wunderbar aufleuchtet, geschaut und gestaltet von einem Künstler, der selbst die schwersten Stürme des Lebens überwunden und damit die betrachtende Ruhe zur getreuesten Aufnahme dieser Bilder gewonnen hat, dessen Herz aber noch in leidenschaftlicher Anteilnahme an dem Schicksal seines Volksstammes erglüht, so daß kein Schatten willenloser Beschaulichkeit und müder Resignation in sein Gemälde fällt.

Doch der noch so hohe kulturgeschichtliche Wert und der noch tiefe menschliche Gehalt seiner Werke machen noch nicht die Bedeutung des Dichters aus, und auch die meisterhafte Behandlung der plattdeutschen Sprache ist nicht das Entscheidende. Die überragende Stellung, die Johann Hinrich Fehrs nicht nur im plattdeutschen, sondern im gesamtdeutschen Schrifttum einnimmt, beruht letzten Endes darauf, daß er in dieser Sprache und aus dieser

Welt heraus mit der bezwingenden Kraft echter und großer Kunst Menschenschicksale von allgemeingültiger seelischer Bedeutung geformt und sich dadurch — teils schon auf dem Gebiet der Lyrik, mehr noch auf dem der Skizze und Novelle, und vor allem im Roman — als vollwertigen Dichter von starker Eigenart erwiesen hat, dessen reifste Schöpfungen der strengsten ästhetischen Nachprüfung standhalten. In dieser einwandfreien Kunstform liegt denn auch die sicherste Gewähr für die Zukunft seines Werkes, dem man wohl längere Dauer voraussetzen darf als den jetzt noch weit verbreiteteren Dichtungen Fritz Reuters, deren reicher Lebensstrom wohl leider in nicht allzu ferner Zeit versanden wird, da die äußere und innere Technik des Mecklenburgers, die man schon heute vielfach als veraltet und überhaupt unkünstlerisch störend zu empfinden beginnt, ästhetisch Anspruchsvolleren den Zugang zu ihm vermutlich immer mehr erschweren wird. Fehrs' Dichterruhm ist außerordentlich viel langsamer gewachsen, aber nachdem jetzt endlich die Zeit gekommen ist, wo die in seinem Lebenswerk beschlossenen Werte auch über die engere Heimat hinaus voll anerkannt werden, darf man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sein Name von Jahr zu Jahr heller und wärmer aufleuchten und von seinem Glanz nichts wieder einbüßen wird, was auch die Zukunft der plattdeutschen Dichtung an neuen schönen Gaben bringen mag. Denn seine besten Werke können nicht veralten, weil sie eben künstlerisch vollendete Form gewonnen haben, die ihren bedeutenden Inhalt dauernd lebendig erhalten wird. Was Fehrs in seiner Huldigung an Klaus Groth von dessen „Quickborn“ singt:

Wat in uns Volk sik deep in Harten rdgt,
 Wat noch keen Wort funn, allens, wat verborgen,
 Wat uns den Not steilt, wat den Nacken bdgt,
 Uns Drom un Leev un Glück, de bangen Sorgen,
 Dat allens hest du lud un liesen sungn . . .

das wird sicherlich noch eine ferne Zukunft mit gleicher Dankbarkeit wie die Gegenwart Johann Hinrich Fehrs selber nachrühmen und in seinen Dichtungen mit gleichem Genuß wie wir nachleben.

Entstehung und Buchveröffentlichung der einzelnen Dichtungen

Die Dichtung	entstand	erschien in Buchform	steht in der Gesamtausgabe von 1913	wird hier gemündigt
Hochdeutsche Lyrik	seit 1865	"Gedichte" 1886 "Zwischen Hecken und Halmern" 1903	I 229—326	Seite 45
Niederdeutsche Lyrik	" "	1871	II 9—69	" 51
Krieg und Hütte	1865	1872	I 27—77	" 29
Eigene Wege	1867	"	I 79—131	" 34
Kurt Hainer	1873	"In der Wurffschafel" 1877	I 133—157	" 36
Sauls Lob	1874	" "	I 159—172	" 39
Rigpa	1874	" "	I 173—192	" 39
Traum und Nebel	1875	" "	I 193—228	" 40
Lütj Hinners	1876	1878	II 119—173	" 65
Das Gewitter	1881	"Allerhand Elag Lüdi" 1887	III 9—38	" 78
De Fru Grafen	1881	" "	II 263—271	" 72
Niklas	1882	" "	II 175—189	" 70
Kein Gotts Wort	1882	" "	II 273—286	" 72
Nich to Mark	1882	" "	II 81—88	" 69
Oluf	1884	" "	II 111—117	" 69
Grosvater sin Potthot	1885	" "	II 245—261	" 72
De Spinnfru	1885	" "	II 313—317	" 76
En swaren Drom	1885	" "	III 39—69	" 79

Klas Hinnerf	1886	"Allerhand Schlag Süb I" 1887	II 237—243	Seite 72
Um hunnert Daler	1886	"	II 209—223	" 71
Hannes Brahm	1887	"Allerhand Schlag Süb II" 1891	III 71—108	" 80
Better Krifchan	1887	"	III 173—212	" 84
In't Gorfsterhus	1888	"	III 261—291	" 87
Winah banferrott	1889	"	III 135—171	" 82
Kattengold (Kimmerdanz)	1890	"Ettgrbn". 1902	III 109—134	" 81
Kettelfdnig (in-Hochstied)	1893	"	II 323—328	" 76
Edderkaun	1893	"	II 319—322	" 76
Krein	1893	"	II 329—342	" 77
Persepter	1894	"	I 327—355	" —
Edinnabend	1896	"Ettgrbn" 1902	II 225—236	" 74
Johannistorm	1897	"	III 213—232	" 86
Ehler Schoof	1900	"	III 293—353	" 89
Kohharber	1905	"	II 71—80	" 69
Lena	1906	"	II 287—311	" 73
En Winter in Eterkamp	1907	"Hoffstern" 1913	II 89—109	" 69
Maren	1886—1907	1907	IV 5—349	" 95
Aus der Jugendzeit	1908	"	I 9—26	" —
Leben un Dod	1912	"	III 233—260	" 86
En Sünndag m. i. Bef	1913	"	II 191—208	" 70

Inhalt

Das Leben	7
Die Versepiik	27
Die Lyrik	43
Die Erzählungen	63
Der Roman	93
Die Sprache	113
Das Gesamtwerk	141
Zeitentafel	156

Bilder

Johann Hinrich Fehrs im 76. Lebensjahre	2
Das Geburtshaus des Dichters in Mühlenbarbeck	26
Des Dichters Gattin Maria Amalia als Braut	42
Des Dichters Eltern Drens und Anna Fehrs	62
Eine Handschriftprobe	94
Johann Hinrich Fehrs im fünften Lebensjahrzehnt	112
Das Altersheim des Dichters im Klosterhof zu Isehoe	140



72



